



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission

1926

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79020](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79020)

Caritasblüten

Nr. 1

1926

Lobet den Herrn, all ihr Werke des Herrn.

(Luise M. Hensel.)

Die Lerche hoch in Lüften
Preist dich mit süßer Stimme Klang;
Das Veilchen lobt mit Düften
Dich still sein kurzes Leben lang.

Das Meer geht hoch in Wogen
Und jauchzt dir sein gewaltig Lied;
Dein siebenfarbner Bogen
Drob friede-strahlend niederzieht.

Es fliegt die kleine Imme
Und sammelt Wachs und süßen Seim,
Und ihres Summens Stimme
Preist dich, trägt sie die Bürde heim.

Die Sonne sendet Glut
Und lobet dich in Flammenpracht;
Das Fischlein in den Fluten
Preist schwimmend, schwebend deine Macht.

Dir zirpt die kleine Grille
Den immer gleichen leisen Klang,
Durch meiner Kammer Stille
Schwirrt froh ihr heiserer Abendsang.

Dich preist der Stürme Saufen,
Des Wetters Strahl, des Donners Graus;
Dir streckt aus enger Klausen
Das Schnecklein froh die Hörner aus.

Des Mondes mildes Schimmern,
Des Schnees wunderklares Weiß,
Der Sternlein zuckend Flimmern:
Sie schimmern, flimmern dir zum Preis.

Der Bäume grüne Kronen,
Sie strecken sich nach dir, nach dir,
Und Nachtigallen wohnen
In ihrer Hut und singen mir.

Es lehrt wohl süßre Weisen
Mich ihrer reinen Stimme Schall.
O lern' auch ich dich preisen,
O Herr, trotz Lerch und Nachtigall!

Sanft Joseph und die Mission.

In unserem Heiligen-Himmel ist es nicht langweilig. Keine Eintönigkeit, kein Einerlei. Alle Stände sind vertreten. Nenne mir einen Beruf, eine Gesellschafts-klasse, ein Alter, wie du willst, du bringst uns nicht in Verlegenheit. Vom König, vom Gelehrten bis zum letzten heiligen Bettler kann ich sie dir zeigen. In dieser heiligen wunderbaren Versammlung tritt einer durch seine äußere Gestalt um ein Beträchtliches heraus. Noch im besten Mannesalter mit bereits graufädigem Bart, eine Zimmermannssäge um den Arm und in der Hand die Pracht und den Duft einer stillen schneereinen Lilie. Das Schönste davon aber habe ich noch nicht genannt, das läßt sich mit der Feder nicht so leicht schreiben. Sein Auge und was in diesem Auge liegt: das Treue und das Starke. Die treue Liebe, die nie die Pflicht vergift und jene nie verläßt, die seiner Obhut anvertraut war, und der starke unerschrockene Mut, der vor Schwierigkeiten nie die Flucht ergreift, sondern ihnen in den Arm fällt und sie überwindet.

So verstehen wir es, daß unsere klugen Päpste diesen starken, treuen, liebevollen, heiligen Zimmermeister von Nazareth, einem weltverlorenen Winkel des damaligen Palästina, aus seiner kleinen verborgenen Werkstätte herausführten in die große weite Welt und zu ihm sagten: „Sieh, das ist das Weltreich deines göttlichen Pflegesohnes und wir machen dich zum Patronus, zum Schutzherrn dieser katholischen, alle Kontinente unseres Planeten umspannenden Kirche.“

Und so verstehen wir es auch, daß bald die Missionare und Missionarinnen anfangen, mit ganz besonderem Vertrauen auch ihre Hände zu diesem Hüter der göttlichen Familie zu erheben.

Ihr wißt ja, was er alles gemacht! Denkt nur an jene grausige Nacht von Bethlehem. Herodes, der eifersüchtige königliche Zitterer, läßt, um seinen neugeborenen Rivalen, wie er meint, ledig zu werden, alle bethlehemitischen Buben mit und unter zwei Jahren von seinem Soldatengesindel massakrieren. St. Joseph erfährt's durch einen Engel im Schlaf. Er verliert nicht den Kopf, er geht nicht zu Maria und jammert: „Heilige Mutter, wir sind verloren!“ Nein, im Stall macht er den Esel los, weckt mit ruhigem Finger die Mutter mit dem Kinde aus ihrem tiefen Schlaf; setzt sie leise auf das geduldige Haustier und treibt es an, macht seine Augen groß auf: beide Arme hat er bereit zu jeglichem Schutz für seine heiligen köstlichen Schützlinge, er marschirt stundenweit, tageweit — und in einem fremden Land, das er nie gesehen, das er nie gefunden hätte, weil er Geographie nicht studierte, bereitet er den zwei hochgeliebten Menschen ein neues Heim.

Versteht ihr, was St. Joseph getan? Das, was alle Missionare tun und tun wollen. Christus hat er ins Heidenland getragen! Mit unerhörtem Mut. Jeder hätte gesagt: „Tu es nicht, was fällt dir ein.“ Er aber gab zur Antwort: „Gott will es!“ Er trug Christus nach Afrika; jeder hätte damals gedacht und gesagt, tu's nicht! So ohne Führer, und sozusagen ohne Kompaß und Landkarte! St. Joseph aber sagte: ich ver-



Wahl pinxit.

BK

Heiliger Joseph, bitte für uns!

traue auf mein Gut, er ist mein Licht und mein Weg! Siegreich trug er seinen ihm anvertrauten Gott von den hellen Fluten des Jordans bis zu dem gelben, mächtigen Strom des Nil. Siegreich und stark! Die Götterbilder barsten und brachen, wohin er kam. Kein unberufener Finger rührte am göttlichen kindlichen Jesus. So hat er sich hütend gleichsam darüber gebeugt, und seiner jungfräulichen Gemahlin hat er sich nicht geschämt. Jenen, die ihnen nahe traten, bekannte er mit dem

starken Freimut des Mannes das Gottesgeheimnis der heiligen Weihnacht. St. Joseph war wohl der erste Mensch, der den Namen Mariä in die afrikanische Luft hineinsprach. Man möchte ihn den Vater der Marienverehrung im dunklen Weltteil nennen.

Für unsere Missionen, Missionare und Missionschwestern ergeben sich hier hundert und tausend Vergleiche und Freuden. Was sind ihre Züge und Reisen im anderen Weltteile anders als so eine Josephswanderung? Unter ähnlichen Opfern! In andere Länder, mit anderer, vielleicht unverständlicher Sprache, in eine Fremde, wo der Leib und die Seele manchmal lange brauchen, bis sie sich hingewöhnen. Mit der gleichen Liebe und dem gleichen Ziele, Christus und seinen Namen in fremdes Land zu tragen. Nur in einem Punkte sind unsere großen Missionsboten anders. Die meisten kehren nicht wieder, wie St. Joseph, in die Heimat zurück. Das Sterbebett der meisten steht in fremdem Land. Aber wie am Sterbelager St. Josephs weilt auch an ihrem letzten Bett dieser Christus, den sie verkündet. Und was tut man nicht alles um dieses göttlichen Heilandes willen! Gerne, sehr gerne gibt man für „Ihn“ weg seine Heimat und sein Leben.

Heiliger Joseph, du erster afrikanischer Christusschützer, schütze und schirme unsere Missionen, du und deine jungfräuliche Gemahlin, die Gottesmutter Maria!

Dr. Martin Mayr.



Interessante Missionswanderungen in Ost-Afrika.

Von Schwester Engelberta.

(Schluß.)

Mun will ich von unserer Fußtour von Kombo zurück nach Kilema weiter erzählen. Fast acht Tage genossen wir die liebe Gastfreundschaft daselbst, und nachdem Mutter Provinzialin ihre Geschäfte erledigt hatte, machten wir uns auf den Heimweg. Der Häuptling, welcher Mutter Ubalda von früher her gut kannte, stellte uns vier kräftige, junge Männer als Begleitung zur Verfügung. Die ersten, welche uns damals nicht fanden, bekamen wegen ihrer Unachtsamkeit eine Buße von ihm. Zur Strafe mußte jeder eine große Ziege geben.

Nach herzlichem Dank und Abschied machten wir uns bald nach der heiligen Messe auf den Weg. Es hatte einige Tage vorher geregnet, und so war zu erwarten, daß der Weg etwas beschwerlich werden würde. Aber in Gottes Namen voran!

Die erste Stunde ging auch ich zu Fuß, nachher nötigte mich die gute Mutter Provinzialin, die Hängematte zu benutzen; zwei der Männer hoben mich dann auf ihren Kopf und gingen hurtig dahin. Jedoch merkte ich bald, obwohl ich nichts sehen konnte, daß der Weg im Walde drinnen sehr schlecht sein mußte, denn die Träger rutschten öfters ab und schüttelten mich heftig, so daß ich mich festklammern mußte, um nicht herausgeschleudert zu werden. Auch hörte ich neben mir die Jammertöne des uns begleitenden Mädchens, welches neben der Mutter Provinzialin schritt und einige Male laut aufschrie, wenn die gute Mutter auf den rutschigen Boden niederfiel. Nicht lange, da kam der schlechteste, gefährliche Abstieg, ich hielt mich zum Glück krampfhaft fest an den Balken der Tragstange, da — fiel auch schon der vordere Träger zu Boden und ich natürlich samt der Matte aus höchster Höhe ebenfalls tief in den Schlamm hinein. Doch da der hintere Mann feststand, war beim Falle mein Kopf wenigstens geschützt. Auf das hin zog ich es vor, lieber wieder zu Fuß zu gehen.

Wahrlich, die Männer hatten genug an der Matte zu tragen; bald darauf fiel der andere Träger noch dazu in den Bach hinein. Von da an war der ganze Weg die reinste „Bußtour“. Bald fiel diese, bald jene, und doch waren wir noch weit, weit von Kilema entfernt.

Wohl hatten uns den halben Weg die hochwürdigen Herren den Esel entgegengeschickt, aber ach, wer hätte das arme Tier besteigen mögen, welches selber kaum allein weiter konnte und mehr als einmal eine Kniebeugung machte. Könnte ich nur ein Bild machen, wie gefährlich stellenweise der Weg ausah! — Einmal kam ein schmaler, schlüpfriger Fußsteig, rechts Felsen, links ein Abgrund, und der Regen hatte mitten drinnen den Steg durchgerissen. — Nun stand man mit einem Fuß hüben — mit dem andern drüben — dazwischen gähnende Tiefe! —

Ich hatte mich einem der Führer anvertraut, war aber doch bange, hinabzugleiten. Endlich kam wieder ein besserer, ebener Weg, und nun mußte ich wieder getragen werden, weil bei zu großer Ermüdung gerne das Fieber kommt.

Aber die arme Mutter Ubalda mußte wandern, wandern, ob sie auch noch so ermüdet war; bis dahin war sie nicht weniger als fünfmal gefallen. Jetzt kam die gefürchtete Brücke! O wie das schwebte und schwankte! Es war ein grausiges Gefühl in der Hängematte. Glücklicherweise drüben angekommen, zog ich es vor, lieber wieder zu Fuß zu gehen. Noch eine Stunde, es war bereits die sechste, wanderten wir weiter, alle stillschweigend und müde, so müde!

Endlich sahen wir schon von weitem unsere liebe Kirche von Kilema. Die Oberin, Schwester Mathilde, kam uns schon mit ein paar Mädchen entgegen, und bald saßen wir wieder im

Kreife unserer lieben Schwestern im trauten Häuschen und vergessen waren alle Strapazen des Weges. Jetzt hieß es wieder im vollsten Sinne des Wortes: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.“ Es reut mich nicht, daß ich den Weg einmal zurückgelegt habe; ich opferte gerne alle Angst und Müdigkeit zur Bekehrung der vielen armen Schwarzen auf und fühlte mich reich und glücklich, in der schönen Mission mithelfen zu dürfen und sei es auch nur durch Gebet, gutes Beispiel und Opfer.

Wann ist man reich? — Man ist reich, sagt ein edler Dichter, wenn man ein frohes und mitteilendes Herz hat. Was man draußen gesehen und erfahren hat, das soll man nicht verschließen, wie viele tun, sondern zum Nutzen anderer verwerthen. Gerne theile ich dem freundlichen Leserkreise unsere Erlebnisse mit und erzähle ihm interessante Episoden von Löwen, Elefanten, Leoparden, Hyänen, von Affen und Riesenschlangen. Mancher möchte erschrecken, und doch ist es so schön in Afrika, ob im Süden oder im Osten, so daß wohl kein Missionar und keine Missionschwester wieder nach Europa möchte; und wenn Pflicht oder Rücksicht auf die Gesundheit in die Heimat ruft, so taucht gar bald die Sehnsucht auf, wieder nach Afrika zurückzukehren. Blumen sind auf jedem Weg zu finden, doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden.

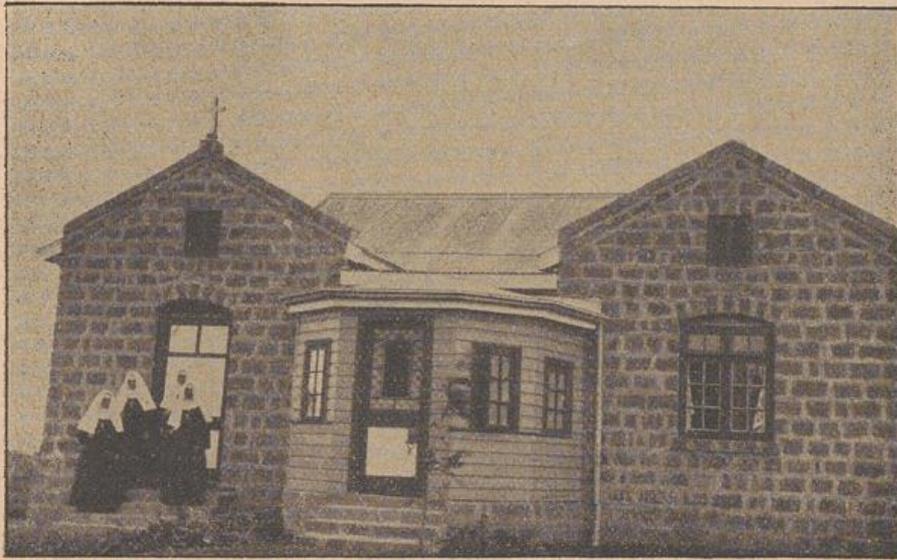
Je weniger du vom Leben verlangst, um so mehr bietet es dir; nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.

Nie wird's Friede in dem Lebensstreit,
In der Wogen brennendem Gebrause:
Friede wohnet und Glückseligkeit
In des Herzens friedlicher Kartause. (Sientewicz.)



Ein braver Schneider.

Papst Pius VII., der, wie bekannt, von Napoleon I. drei Jahre in Savona gefangen gehalten wurde, trug eine so abgegriffene Kleidung, daß er sich vor den Menschen kaum mehr zeigen konnte. Da gab er seinen Festtagsrock einem Schneider zum Ausbessern. Der Schneider aber konnte sich der Tränen kaum erwehren, als er das ärmliche Gewand des Vaters der Christenheit in Händen hielt, und zeigte dasselbe in seinem Schmerz manchem seiner Kunden. Als dies in der Stadt bekannt wurde, strömte alles nach dem Hause des Schneiders, um das fadenscheinige Kleid des Papstes zu sehen. Was tut aber der Schneider? Er nimmt seine große Schere und schneidet und schneidet, bis das Gewand in ganz kleine Lappchen zerschnitten ist, in, ich weiß nicht, wie viele Hundert. Die theilte er aus, natürlich gegen gute Bezahlung, und bald hatte er manch schönen Groschen zusammen. Damit lief er zu einem Kaufmann und holte neuen Stoff, schöner und kostbarer, wie der alte war, fertigt daraus das Kleid und bringt es dem Papste, der sich vor Erstaunen nicht fassen kann. Daneben legt er ihm noch einen ganzen Beutel blankes Geld, welches übrig war, auf den Tisch und sprach: „Heiliger Vater, dies sendet Ihnen die Liebe Ihrer treuen Kinder“, und erzählte ihm dann die ganze Geschichte. Mit Dankestränen in den Augen nahm der Papst das Gewand an, das Geld aber nicht; das mußte der brave Schneider unter die Armen verteilen.



Station Nairobi.

Nairobi, den 14. November 1925.

Meine liebe Ehrwürdige Mutter!

Gott zum Gruß, liebe Ehrwürdige Mutter! Das erste Briefchen aus unserem neuen Heim, dem Klösterchen der kleinen heiligen Theresia in Nairobi. Am 14. Oktober kamen wir in Mombassa (Kilindini) an. Dort holte uns ein schwarzer Bruder Claver vom Schiff ab. Wir waren erst ein wenig zaghaft, denn einen schwarzen Bruder hatten wir noch nie gesehen. Als er uns aber einen Brief vom hochwürdigen Herrn Pater Goetz überreichte — letzterer war krank und konnte uns deshalb nicht selbst abholen — gingen wir ganz mutig mit ihm. Wir mußten ein Boot besteigen, um ans Land zu kommen. Hier stand ein Auto bereit, welches uns zur Missionsstation brachte. Wir begrüßten die hochwürdigen Herren und dann ging es zu den weißen Schwestern von Afrika, wo wir über Nacht blieben. Wir wurden sehr liebevoll aufgenommen und bewirtet und mußten schon gleich unter dem Moskitoneß schlafen, denn es gab hier viele Moskiten. Am anderen Morgen sind wir noch einmal zum Schiff gefahren, um von unseren lieben Schwestern auf dem Dampfer „Adolf Woermann“ Abschied zu nehmen. Am Nachmittag gegen 5 Uhr ging unsere Reise weiter mit der Uganda-Bahn. Der gute Bruder hatte uns ein Coupé besorgt, wo wir allein, ohne andere Passagiere sein konnten. Wir mußten die ganze Nacht hindurch fahren bis mittags gegen 1 Uhr am folgenden Tag.

In Voi kam um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts unsere liebe Schwester Roselina zu uns. Unsere Freude, im fernen Afrika die erste

unserer lieben Mitschweftern zu sehen, können Sie ſich wohl denken. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, um und über die Berge. Mitunter meinte man, der Zug mit ſämtlichen Paſſagieren falle einen afrikanischen Berg hinunter, ſo ſchnell und holperig ging es und man mußte ſich an der Bank feſthalten, wenn man ſich nicht bald auf dem Boden wiederfinden wollte. Als es am Morgen hell wurde, waren wir alle ganz erſtaunt über unſer Ausſehen. Es hatte nämlich in der Nacht ſo ſehr geſtaubt, daß uns der rote Wüſtenſtaub in die reinſten Rothäute verwandelt hatte. Selbſt liebe Schweſter Koſelina, die doch in ihrem langjährigen Afrikaleben manches erlebt hat, ſagte: „So ſchmutzig bin ich im Leben noch nie geweſen.“ Zum Glück konnten wir uns umkleiden, ſonſt hätten wir uns vor keinem Menſchen ſehen laſſen können. Dann ging es weiter in die große Steppe hinein; hier konnten wir alle die Bewohner dieſer Strecke kennenlernen. Da waren Giraffen, die mit ihren langen Hälfen bis über die Bäume ſchauten, Zebras, Antilopen, Waſſerböcke, Büffel, Affen, ja, ſogar eine Frau Löwin ſchaut uns ganz erſtaunt an. Endlich kamen wir Nairobi näher und ſahen von weitem ſchon eine Menge Schwarzer, meiſtens Frauen und Mädchen, am Bahnhof ſtehen. Dieſe begannen, noch ehe der Zug ganz ſtill ſtand, an den Wagenfenſtern und Türen zu klopfen und zu rütteln, und als wir ausſtiegen, mußten wir die ſtürmiſche Begrüßung der Eingeborenen zuerſt über uns ergehen laſſen. Das war ein Gedränge und ein Rufen: „Jambo Mama, Jambo Mama“ (ich grüße dich, Mama) und ſie ſprangen und hüpfen vor Freude. Im Handumdrehen hatten ſich ſchwarze Hände unſeres Gepäcks bemächtigt und auf einen Wagen geladen.

Erſt nachdem ſich dieſer Sturm ein wenig gelegt hatte, erblickten wir den hochwürdigſten Herrn Biſchof, den hochwürdigen Herrn Generalvikar, die hochwürdigen Herren Pater Superior und Pater Lahmer, die ebenfalls gekommen waren, uns arme Miſſionsſchweftern abzuholen. Wir wurden zur Miſſion St. Peter Claver geführt, wo die hochwürdigen Herren Patres ſchon alles zu Mittag bereit hatten. Der hochwürdigſte Herr Biſchof führte uns in die Miſſionskirche, um dem lieben Heiland den erſten Beſuch zu machen. Unwillkürlich mußte ich weinen vor Freude und Dank gegen den lieben Gott, daß er uns zu ſeinem Dienſte in die Heidenmiſſion gerufen hat. Nach dem Mittaggeſſen ging es per Riſſha zu unſerem kleinen Klöſterlein, das ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt liegt. Dort angekommen, übergab der hochwürdige Herr Pater uns die Schlüſſel und wir beſichtigten das Haus. Es war noch nicht alles fertig. Wir begannen zu fegen und zu putzen. Nachdem es ſoweit fertig war, d. h. nach einigen Tagen, weihte der hochwürdigſte Herr Biſchof das Klöſterlein ein und las in unſerem Kapellchen die erſte heilige Meſſe. Seitdem iſt der liebe Heiland unſer Haus-

gast und wir sind übergücklich. Liebe Schwester A. würde sich freuen, wenn sie das Tabernakelvorhängchen, das sie mir gerichtet, sehen könnte, und liebe Schwester E. würde staunen, wie schön das alte Kommuniontuch sich macht, welches sie mir geschenkt. Aber Arbeit gibt es für uns in Hülle und Fülle. Garten anlegen, Bäume und Gemüse pflanzen, sämtliche Wäsche der Mission in Ordnung bringen usw. Die Frauen und Mädchen gehen uns gut an die Hand.

Sie scheinen recht willig und gutmütig zu sein. Wenn wir erst die Sprachschwierigkeiten überwunden hätten! Die englische und Suaheli-Sprache werden hier gesprochen. Liebe Schwester Stephana hat schon die Schule begonnen. Möge das heiligste Herz Jesu verleihen, daß wir viel in seinem Interesse arbeiten können!

Hier in Nairobi ist eine blühende Mission. Es ist eine Freude, die vielen andächtigen Christen am Sonntag in der Kirche zu sehen und die große Zahl der Kommunikanten. Ich kann immer nur beten: „Herr, erhalte diese im Glauben und führe aber auch die noch so großen Scharen der Heiden dem Lichte zu.“ O, bitte, liebe Ehrwürdige Mutter, liebe Vorgesetzte, liebe Mitschwestern, unterstützt uns mit frommem Gebet, damit das Reich Christi auch hier wachse. Wir besuchten auch zwei andere Missionsstationen, wo noch keine Schwestern sind und wo man dringend um ihre Hilfe bittet. Unser „Allerwelts-Boy“ hatte uns auf dieser Fahrt einen Irrweg geführt und bald lag das Auto samt Insassen im Straßengraben. Gott sei Dank, es geschah kein weiteres Unglück; die Schwarzen halfen uns heraus und bald ging es fröhlich weiter. Der liebe Gott gebe, daß bald wieder Schwestern nachkommen, denn es gibt überall, besonders in der Krankenpflege und in den Schulen, viel zu tun.

Am 17. d. Mts. will liebe Mutter Roselina uns wieder verlassen, um auf ihre Station Bura zurückzukehren. Dann heißt es: Auf eigenen Füßen stehen! Alles für und mit Jesus! Wir sind tüchtig am Suaheli studieren und hoffen, daß wir bald mit den lieben Schwarzen reden können.

Zum Schluß Ihnen, liebe Ehrwürdige Mutter, sowie allen anderen lieben Vorgesetzten und Mitschwestern gnadenreiche und gesegnete Weihnachten und Neujahr wünschend und nochmals ums heilige Gebet bittend, verbleibe ich in der Liebe des göttlichen Herzens Jesu Ihr dankbar gehorsames Kind

Schw. M. Arsenia, C. P. S.



Veronika.

Bange nicht schon im voraus, was geschehen wird; so lange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen.

E. G.

Nachrichten aus den Missionen.

Sarview (Südafrika).

Wir sind hier noch klein und ärmlich eingerichtet gegen andere Stationen; aber das ist ganz schön, denn das ist so richtiges Missionsleben. Natürlich sind auch manche andere Opfer damit verbunden, so z. B. daß man ab und zu einige Tage keine heilige Messe und heilige Kommunion hat, wenn der Missionar nach den weit entlegenen Plätzen geht. Von den andern Stationen sind wir weit entfernt und haben wenig Verbindung, so daß man manchmal glauben möchte, man sei am Ende der Welt. Wenn die Flüsse zur Regenzeit angeschwollen sind, dann sind wir sozusagen von den übrigen Stationen abgeschnitten. Man wird sich dadurch um so mehr bewußt, daß man für die Schwarzen da ist. Obschon viele von diesen schwer zur Kirche zu bringen sind, so kommen sie doch, um Medizin zu holen, oft sehr weit her. Darin ist der Kaffer recht besorgt, wenn jemand krank ist, besonders wenn es sich um ein Mädchen handelt, für das er bei der Heirat so und so viele Ochsen zu erwarten hat. Hat ein kleines Kind Husten, so kommen außer der Mutter noch die beiden Großmütter und die gute Frau Nachbarin. Wenn ich dann den Fiebermesser einlege, den Puls fühle und noch in den Mund schaue, so sind sie schon zufrieden. Sie meinen, an dem Fiebermesser könnte man alle Krankheiten ablesen. — Auch zum Zahnziehen stellen sich viele hier ein und gibt es trotz der Schmerzen noch etwas zu lachen. Der Patient setzt sich auf den Operationsstuhl, welcher bei uns aus einem krummen, auf dem Boden kriechenden Baumstamm besteht, und dann wird, natürlich ohne Einspritzung usw. der Zahn ausgezogen. Viele halten sich still, als ob sie kein Gefühl hätten, aber dann lassen sie nachher ihre Rache aus an dem ausgezogenen Zahn, der ihnen so viele Schmerzen gemacht hat. Sie meinen nämlich, es sei ein Wurm darin, den man töten muß. Er wird in ganz kleine Stückchen zerklopft oder mit nach Hause genommen. Neulich bemerkte noch eine Frau: „Der wird zu Hause aber ordentlich zerschlagen.“

In manchen Sachen sind sie recht praktisch und helfen sich gegenseitig. So z. B. bekam ich vor einiger Zeit etwas ins Auge bei einem starken Wind. Die beiden Schwestern, welche hier sind, konnten es nicht finden und sie riefen unsere kleine Lehrerin Adelheid. Im Nu sah sie es und ehe ich es wußte, leckte sie mit der Zunge durchs Auge und der Fremdkörper war entfernt.

Unter einer hiesigen Sekte herrscht die Meinung, daß alle nach dem Tode durch den Jordan schwimmen und, wenn es gelingt, der kommt in den Himmel. Solch ein kühles Bad

würde mancher schon lieber nehmen, als tage-, wochen- oder jahrelang im Fegfeuer zu sein.

Die Katholiken unserer Gemeinde sind im allgemeinen gut und noch recht einfach. Unsere Schulkinder auf der Station gehen fast jeden Morgen zur heiligen Kommunion. Viele haben mehrere Stunden, ja manche eine ganze Tagereise zu machen und können darum nicht oft kommen. Da ist es begreiflich, wenn solche Leute schlecht unterrichtet sind und nicht wissen, wie sie sich in der Kirche benehmen sollen. So sah ich gestern einen alten Mann zur heiligen Kommunion gehen, seine Kniebeugung machte er erst, bevor er an seinen Platz kam, und zwar mit dem Rücken zum Altar. Schw. M. Genesia C. P. S.

Driefontein (Ostafrika), den 27. November 1925.

Unsere Kinderschar ist schon recht groß, 78 Mädchen und 50 Jungens, meist Erwachsene von 12—20 Jahren und darüber. Sie nennen uns 4 Schwestern „Umai“, das ist Mutter“. Dazu kommt noch eine Anzahl, welche in den zwei Jahren schon von hier aus geheiratet haben — die Mädchen bleiben nämlich fast alle bei uns, bis sie heiraten; — sie alle kommen in ihren großen und kleinen Nöten zu ihren Müttern. Die Mutter soll hier und dort helfen. Da heißt es sorgen und denken, schaffen und helfen und — beten, und nie den Mut verlieren, denn Gott hilft immer weiter. Dazu haben wir in diesem Jahre eine direkte Hungersnot. Die Leute hier leben nur noch von dem, was sie in der Wildnis finden, z. B. wilde Früchte, Käfer, Raupen, bestimmte Baumwurzeln. Es ist nicht genug zum Leben und zuviel zum Sterben. Die meisten sind nur noch Knochengeriippe. Zu alledem haben wir bis jetzt noch keinen durchweichenden Regen gehabt, jedoch eine recht afrikanische Hitze. Bis 8 Uhr morgens hat man schon ohne jedes Zutun ein ordentliches Schwitzbad genommen. Die Felder stehen dürr und kahl da. Das Wenige, das man an sumpfigen Stellen pflanzen konnte, verbrennt total, wenn man es nicht wässern kann und wo soll der Eingeborene das Wasser hernehmen in dem durren, heißen Afrika. Der Weißmann hilft sich schon etwas durch Graben sehr tiefer Brunnen. Uns ist der Hunger wieder insofern zum Vorteil, daß gar viele Kinder auf die Station kommen, weil sie dort etwas zu essen erhalten, welche Kinder wir zu andern Zeiten nicht bekommen hätten. Wohl wachsen mit der Kinderzahl auch die Sorgen und Arbeiten, aber was liegt daran, wenn wir nur Seelen gewinnen.

Die Leute sind hier gar nicht so übel, wohl arg faul; das ist nun teilweise dem Klima und teilweise auch der Bedürfnislosigkeit in der Lebensweise dieses Volkes zuzuschreiben. So lange der Neger noch etwas zu essen hat, dünkt er sich reich, hat er nichts mehr, so sucht er sich in der Wildnis Früchte

und Wurzeln. Findet er das auch nicht, so setzt er sich vor seine Hütte und sagt jedem, der ihn besucht: „Ich bin am Sterben vor Hunger.“ Wenn er aber noch Tabak hat, vergißt er sogar den Hunger für einige Zeit. Etwas zum Essen, zum Rauchen und zum Schnupfen und dann noch eine Decke zum Zudecken, mehr braucht der Neger nicht zum Leben. So läßt sich leicht erklären, daß die Arbeit nicht sein Steckpferd ist. Kampfeslustig ist dieser Stamm auch nicht; im Gegenteil, vielmehr feige. Er tut niemand ein Leid an, will aber auch von allen in Ruhe gelassen werden. Daher kommt auch die Schwierigkeit, sie an geregelte Arbeit zu gewöhnen, was ein ziemliches Quantum von Geduld erfordert. Sonst sind sie für das Gute sehr empfänglich; nur scheuen sie alles, was nach Anstrengung riecht. Da muß nun eben die Gnade mitwirken und diese wirkt auch tatsächlich Wunder unter dem armen schwarzen Volk.

Divine Providence Mission (Südafrika).

Wir haben hier meistens Tageschüler. Nur 25 bleiben im Missionshaus. Knaben und Mädchen machen Flechtarbeiten. Unsere Station hat außergewöhnlich viel Außenstellen, und zwar mehrere mit Schule und Kirche:

Leanna's Pass, 35 englische Meilen von hier, 2 Schulen, eine mit 30 und eine mit 21 Kindern, zwei Lehrerinnen und ein Katechet;

Sofonia, 42 englische Meilen, Schule mit 24 Kindern, eine Lehrerin und ein Katechet;

St. Theresia (little Flower) neu, 12 Meilen, Kirche, Schule mit 15 Kindern und eine Lehrerin;

Tabalanga, 18 Meilen, Schule mit 25 Kindern und eine Lehrerin;

Efilindini, 18 Meilen, Schule mit 21 Kindern und eine Lehrerin;

Polile, 13 Meilen, Kirche und Schule;

Kuteng, 7 Meilen, Kirche und Schule;

Mount Fletcher, 12 Meilen, vorläufig nur Schule, da der angekaufte Platz zu nahe an der Stadt ist. Diese letzten drei sind erst im Entstehen. —

Daß diese Kirchen und Schulen nicht nach europäischem Begriff sind, sondern nur Lehmhäuser mit Stroh gedeckt, werden Sie sich wohl denken können. Nur in St. Theresia ist die Kirche mit rauhen Steinen aufgebaut aber auch mit Stroh gedeckt.

Boroma (Ostafrika).

Eine Fahrt auf dem Sambesifluß. Schwester Gerardis und Schwester Aloisiana mußten nach Tete zum Arzt und teilten uns folgendes mit: „Die Reise konnte nur per Boot gemacht werden. Dasselbe lag weit vor Sambesi vor einer Sandbank. Wir mußten von den Ruderern ins Boot getragen werden.

Dann kamen auch noch Patres und eine Reihe portugiesischer Herren; außerdem waren sieben Ruderer und noch andere Eingeborene, die mit ins Boot wollten, so daß daselbe ganz überfüllt war. Um 5 Uhr fuhren wir ab; es war eine herrliche Luft auf dem Wasser. Die Sonne ging bald unter, aber sehr schön. Es wurde dunkler und dunkler. Plötzlich sahen wir auf einer Sandbank. Der Kapitän war wohl selber nicht



Drei Hungrige.

sehr vertraut mit dieser Strecke des Sambesi. Die Eingeborenen mußten aus dem Boot und uns wieder von der Sandbank schieben. Das Boot kam wieder in Gang, aber nach einiger Zeit sahen wir wieder fest. Nach harter Arbeit kamen wir los. Bald ging der Mond auf, und nun war es dem Führer wieder leicht, Richtung zu finden. Sandbänke und Steine sind die großen Hindernisse für die Schifffahrt auf dem Sambesi. Wir waren wohl schon zwei und eine halbe Stunde gefahren,

da wurde das kühle Lüftchen zum Sturme, unser Boot schwankte gewaltig, es war gut, daß wir so viele waren, sonst wäre das Boot längst umgekippt. Uns allen wurde bange, der Sturm wurde stärker, wir konnten nicht mehr dagegen an. Die Herren schrien alle miteinander, die Ruderer sollten dem Ufer zurudern, endlich gelang es. Am Ufer war gerade ein schmaler Pfad, wo wir aufreten konnten. Dann mußten wir eine steile Anhöhe hinan, einer reichte dem andern die Hand, und so gelangten wir bald auf den Weg, der nach Lete führt. So gingen wir eine halbe bis dreiviertel Stunde zu Fuß. Die Eingeborenen trugen das Gepäck und das Boot blieb sich selbst überlassen.

Morogoro, 28. Dezember 1925.

Das erste Weihnachtsfest inmitten der lieben Schwarzen ist nun vorbei. Ich will Ihnen etwas davon erzählen. Weihnachten im Hochsommer, bei glühender Hitze! Aber schön war's doch. Um Mitternacht Hochamt und darnach zwei heilige Messen. Hunderte waren an den letzten drei Tagen vor dem Feste zur heiligen Beicht gegangen, und viele, viele gingen Mitternacht zur heiligen Kommunion. Aus den Außenposten und Schulen kamen die Christen schon Tage zuvor. Dieser Haufen Leute, die sich überall im Hofe lagerten, sorgte dafür, daß uns der Schlaf nicht belästigte. Am heiligen Abend um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr hatten wir Bescherung für unsere Kinder von der Mission. Es sind 16 Knaben, ein alter Mann und eine Frau mit ihrem Kindchen. Die Bübchen sind, bis auf zwei, alle noch ungetauft. Fünf von ihnen erwarten in den nächsten Tagen das große Glück der heiligen Taufe. Es sind echte Jungens, aber wir haben sie recht gern, da sie artig und folgsam sind. Jedem Kind hatten wir ein Hemdchen und eine Mütze gemacht von Restchen, die ich damals von guten Leuten erhielt. Dazu bekam jeder vom H. H. Pater Superior eine Hose und einen Gürtel, zu dem ich noch ein Weihnachtsbildchen legen mußte. Die gute Schwester Ephrem hatte ihnen noch von bunten Lappen einen Fußball gemacht, der die Freude ungemein erhöhte. Bisher spielten sie mit einer Citrone; als Fußball ist es ihr aber schlecht ergangen; sie hatte ein Loch bekommen und ihren Inhalt teilweise verloren. Dafür wußten die Helden aber selber Rat. Sie zapften schnell einen Kautschukbaum an und klebten einen dicken Propfen drauf. — Wir haben uns alle gefreut an dem Glücke der Kinder. Fast für alle war es die erste Hose; ehe wir es uns versahen, schlüpfen sie hinein und besahen sich von allen Seiten. Es war köstlich! Pater Superior wollte es ihnen wehren, aber zu spät. Schwester Agnes und Rosalinde hatten von Mais, Reis und Negerhirse jedem ein faustgroßes Brötchen gebacken, das ebenfalls strahlenden Auges in Empfang genommen wurde und bald seinen Weg fand.

Beim Gottesdienst war es sehr schön. Wir Schwestern haben „Stille Nacht“ gesungen und die Kleinen schauten leuchtenden Blickes auf das schöne Jesuskindchen. Die Sänger taten ihr Bestes. Wenn es auch mal daneben geht, so fällt das wenig auf, da alles mitsingt. Dazu fällt es den Leuten sehr schwer, Latein auszusprechen. Jedes Wort in der Kisuahelisprache endet mit einem Vokal; wo ein solcher, z. B. bei Namen, nicht besteht, hängen sie ihn einfach an, wie: Josephu, Antoni, Matthiasi, Karoli, Adolfu usw. Ebenso ist es in ihrer Sprache erlaubt, L und R miteinander zu verwechseln. Es reizt mich jedesmal zum Lachen, wenn die kleinen Mesdiener ihr „Raus tibi Christi“ antworten.“ Zu alledem bedenke man, daß die Negerlein kaum lesen können. Von Noten haben sie keine Ahnung. Ich habe neulich die Missa beata Maria mit ihnen eingeübt. Ob es ein Stück Arbeit war? Erst Worte lernen, dann die Melodie, alles auswendig mit so 80 kleinen Buben und Mädchen (dem ganzen Chor stehen zwei Bücher zur Verfügung und aus dem einen muß der Organist noch spielen). Wenn sie nun gut aufgepaßt haben, bekommen sie nach dem Hochamt ein Zettelchen mit der Aufschrift „Kwa uhodari wako“ — „für deinen Fleiß“. Wer 10 Zettelchen bringt, bekommt ein großes Geschenk. „Welches?“ höre ich Sie fragen. Ja, ich nehme ein geschenktes Stück Karton und beklebe es mit Tapete; in die Mitte kommt dann ein kleines Heiligenbildchen. Ein Stückchen Bindfaden als Aufhänger macht das Geschenk fertig. — Wer kann uns wohl zu solch einfachen Geschenken verhelfen?

Nun zum Schluß muß ich Ihnen noch verraten, daß wir uns aus Lehm eine schöne Krippe gemacht haben. Das hübsche Krippchen von Horst schwebte mir immer vor Augen und nach ihrem Modell haben wir versucht zu arbeiten. Jesulein, Maria und Joseph, zwei Hirten, Ochs, Esel und sieben Schäfchen stehen schon in der Kirche. Diese Woche, so Gott will, werden die Könige gemacht. Wenn alles fertig ist, werden wir Ihnen ein Photo von unserer Kunst senden. Sie müssen sich aber keine Krippe wie die Ihrige vorstellen. Es sind nur Lehmfiguren, mit der Hand gemacht, ohne Formen und Modelle, dann in der Sonne getrocknet und mit Farbe überpinselt. Die Schwarzen finden das alles „wzuri sana“ — „sehr schön“ und das ist ja schließlich die Hauptsache. Die Neger sind große Kinder. — Gerade kamen drei kleine Mädchen nach oben, wo ich am schreiben bin. Sie sehen das Jesuskind stehen und rufen nur immer „e Mama, e Mama, toto JESU, toto JESU!“ „das Jesuskind, das Jesuskind!“ Wie schade, daß ich Sie nicht alle einladen kann, ich glaube, niemand ginge mehr fort. —



Allelei.

Mariannahill. Bei unseren Kuli-Frauen herrscht eine eigene Sitte. Am Hochzeitstag erhält die junge Frau ein Stück Stoff. Dieses trägt sie stets bei sich um Kopf, Arm und Leib gewunden. Auf die Frage einer unserer Schwestern, wie lang ein solches Stück Stoff sei, erwiderte eine dieser Frauen: „Vierzig Yards.“ Dann erklärte ihr die Afrikanerin, wie praktisch diese Sitte sei. Hat man das Unglück, sich zu verwunden, so ist das Verbandzeug zur Stelle; in Ermangelung einer Reisetasche oder eines Marktkorbes wird vom selben Stück ebenfalls ein Teil heruntergerissen als Verpackungsmaterial; kommt ein kleiner Erdenbürger zur Welt, liefert dasselbe Stück die nötige Leib- und Kinderwäsche. Ländlich sittlich.

Der kleine David. Ein kräftiger, kastanienbrauner Junge von etwa vier Jahren bat den Pater Missionar um ein Bildchen. Er erhielt es, und zwar eines, auf welchem der heilige Johannes der Täufer als Kind dargestellt war. Der kleine David beschaute es ernst, zeigte es seiner Mutter und sagte in ganz wegwerfendem Tone: „Das ist ja nur ein Kind; so ein Kind paßt doch nicht für einen großen Knaben, wie ich bin!“ Zerissen gab er es seiner Mutter zurück.



Im Kampf mit dem Leoparden.

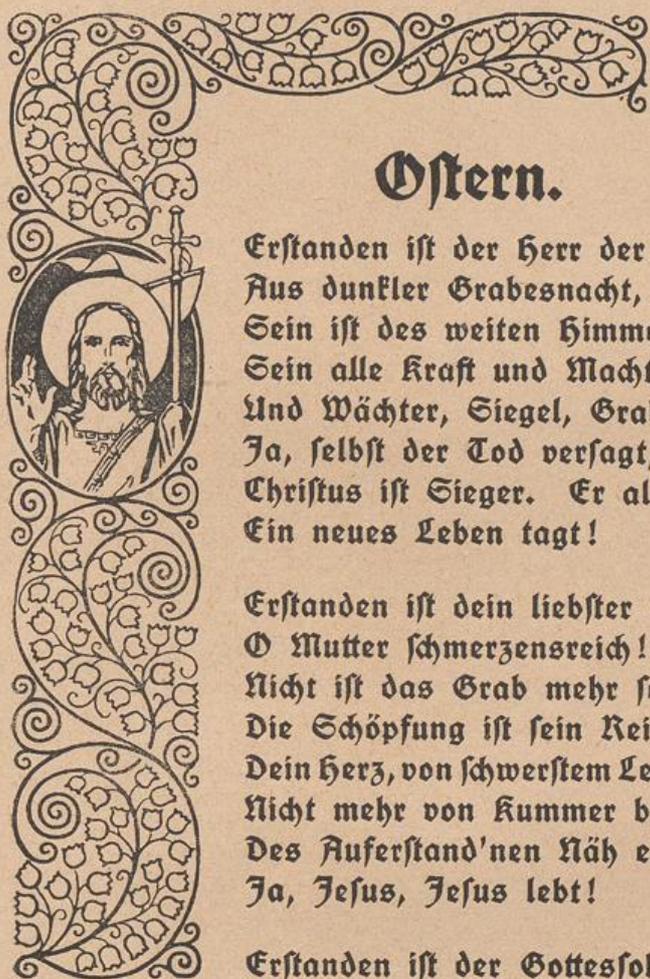
Triashill. Bruder Zacharias war mit den Pionierarbeiten einer neuen Mission, ungefähr 100 Meilen von hier entfernt, beschäftigt. Eines Tages kam ein Leopard in die Nähe der Hütte des Bruders und tötete ein Kalb, das er auch zum Teil auffraß. Dann setzte er sich, gut gesättigt, in einiger Entfernung auf einen Felsen. Der Bruder vergiftete den übrigen Teil der Beute, welcher tatsächlich auch in der Nacht noch vom Leoparden verzehrt wurde. Am anderen Morgen spazierte der vierfüßige Räuber wieder ganz in der Nähe der Hütte vorbei, wo er vom Bruder als Morgengruß einen Schuß aus der Flinte erhielt. Letzterer glaubte ganz sicher, daß das vergiftete Fleisch und zuletzt noch die Kugel dem Raubtier ein Ende gemacht hätten, und wollte nachträglich einmal Umschau nach seinem Opfer halten. Aber welche Enttäuschung! Plötzlich sprang die Bestie aus einem Strauch auf ihn los und es gab ein Ringen auf Leben und Tod. Der Bruder faßte das Tier bei der Kehle, wobei seine Arme jämmerlich zerbissen und zertrahnt wurden. Auf die dringenden Hilferufe kamen jedoch sofort junge Neger mit Äxten und spalteten dem Leoparden den Kopf, daß er blutend zur Seite sank; aber sein Opfer noch fest in den Krallen hielt, aus denen man den armen Bruder mit Gewalt herausreißen mußte. Vierzehn Tage schwebte er in Lebensgefahr und konnte nicht transportiert werden; Pater Auhwanger, ein Bruder Doktor, und unsere Krankenschwester Apollinaris mit einer schwarzen Kandidatin fuhren von hier aus mit Schwaren, Verbandzeug und Waffen zur Unglücksstätte. Sie waren zwei volle Tage unterwegs und fanden bei ihrer Ankunft den armen Bruder bei hohem Fieber, mit hoch aufgeschwollenen Armen, welche mehrmals gebrochen waren und tiefe Wunden zeigten. Schwester Apollinaris waltete noch lange ihres Amtes als Krankenschwester. Auch ihr begegnete ein Leopard; aber beide hatten voreinander Angst und so war dieses Mal die Sache bald erledigt. Schwester Apollinaris schrie und rannte zur Hütte, während Herr Leopard nach der anderen Seite flüchtete.

Schw. Julia.

Caritasblüten

Nr. 2

1926



Ostern.

Erstanden ist der Herr der Welt
Aus dunkler Grabesnacht,
Sein ist des weiten Himmels Zelt,
Sein alle Kraft und Macht!
Und Wächter, Siegel, Grabesstein,
Ja, selbst der Tod versagt,
Christus ist Sieger. Er allein -
Ein neues Leben tagt!

Erstanden ist dein liebster Sohn,
O Mutter schmerzereich!
Nicht ist das Grab mehr seine Wohn -
Die Schöpfung ist sein Reich.
Dein Herz, von schwerstem Leid durchwühlt,
Nicht mehr von Kummer bebt,
Des Auferstand'nen Näh es fühlt -
Ja, Jesus, Jesus lebt!

Erstanden ist der Gottessohn,
Der für uns ging zum Tod,
Der für uns litt viel Spott und Hohn
Und trug all unsre Not.
In Liebe ruft er jedem zu,
Des Herz in Sorgen bebt:
„Ich bring dir Kraft und Seelenruh,
Sieh hier, dein Gott, er lebt!“ m. s.



Christi Auferstehung. Nach Führich.

Der Friedensstifter.

Eine Episode aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus.

Es war im September 1570, als der hl. Erzbischof von Mailand, Karolus Borromäus, auf einer längeren Schweizerreise die damals schon berühmte Gnadenstätte Maria-Einsiedeln besuchte. Des noch sehr rauhen, steilen Weges nicht achtend, pilgerte der fromme Gottesmann zu Fuß nach dem Heiligtume Mariens, nach dessen Besuch er längst eine große Sehnsucht empfunden hatte.

Beim herrlichsten Wetter von Luzern ausgehend, war der Heilige von der ersten Morgenfrühe bis gegen Abend über Küfnacht, Steinerberg, Sattel und Rotenturm gewandert, als er, auf einer Anhöhe angelangt, das herrliche, vom Kloster umschlossene Münster inmitten einer tiefen Waldeinsamkeit im Abendrot erblickte. Tief ergriffen von dem überwältigenden Eindrucke dieses seltenen Anblickes rief er: „Eremus sacra!“ „Heilige Waldeinsamkeit! O wie wunderbar leuchtest du mir entgegen.“

Bald war die kleine Reisegeellschaft in Einsiedeln, wo der heilige Pilger sofort zur Gnadenkapelle eilte, um mehr denn eine Stunde dort zu verweilen. Es war so rührend anzusehen, wie die Pilger der Schweiz und des Auslandes voll heiliger Andacht vor der durch Engelhände wunderbar eingeweihten Kapelle knieten, die sich inmitten der Klosterkirche über Sankt Meinrads Grab zu Ehren der heiligen Gottesmutter erhebt.

Auch Karl Borromäus mischte sich gern unter das betende Volk, dessen Ehrerbietung und fromme Sammlung ihn mit heiliger Rührung erfüllte, ihn, der selbst mit der Andacht eines Seraphim zu Gott betete.

Hier genoß er denn auch, nach eigener Aufzeichnung, von den süßesten Tröstungen der Seele, die er je gekostet hatte, und die Darbringung des heiligen Messopfers in der Gnadenkapelle zu Einsiedeln zählte zu den schönsten Stunden seines gottgeweihten Lebens.

Hohe Freude bereitete dem heiligen Oberhirten auch der Umgang mit den hochgebildeten Söhnen des heiligen Benedikt, bei denen er sich angelegentlich über die religiöse Stimmung der Urschweizer, wie über deren Lebensanschauungen und Sitten erkundigte. Da hörte er zu seiner Freude, wie sehr das Volk der Urschweiz seinem heiligen katholischen Glauben zugetan sei und daß es sich durch genaue Beobachtung der Kirchengebote, durch fleißigen Kirchenbesuch und Hausandacht wie durch lebhaften Abscheu vor Fluchen und Schwören gegenüber der protestantischen Nachbarschaft vorteilhaft auszeichne. Dagegen hob man tadelnd die rasche, oft barsche und trohige Art der jungen Männer hervor, die mitunter große Mißstände schaffe.

Der heilige Erzbischof von Mailand meinte lächelnd, das werde

nicht so schlimm sein, und ehe er Einsiedeln verließ, segnete er in christlicher Liebe noch alle Bewohner dieses glücklichen Landes, samt deren Glaubensbrüdern der gesamten katholischen Schweiz.

Die Fortsetzung der Reise war nunmehr mit großen Beschwerden verbunden; führte doch der einzuschlagende Weg nach dem Hauptorte Schwyz damals noch über die steilen, wenig gebahnten Höhen des „Haggen“, eines rauhen Gebirges. Das kleine Reisegeleite des Erzbischofs von Mailand mußte darum durch ein paar kräftige Führer vermehrt werden, die es sich auch zur hohen Ehre anrechneten, dem damals schon hochgefeierten Kirchenfürsten zu dienen. Die strenge Fußreise nahm einen sehr günstigen Verlauf. Karl Borromäus scheute weder Anstrengung noch Beschwerden; vielmehr ergötzte er sein Geleite durch die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, wie durch heilige, gottgefällige Gespräche.

Unweit des Hauptortes Schwyz stellte sich erst eine kaum mehr zu überwindende Müdigkeit ein, so daß der heilige Mann unter einem Baume zu ruhen begehrte. Ein kleiner Bildstein verewigt jezt noch das Andenken an diese Ruhepause. Hier erreichte den Heiligen eine Prozession vom Hauptorte Schwyz, welche unter Vorantragung von Kreuz und Fahne zu seinem Empfange ausgezogen war; Geistlichkeit, Rat und Volk wollten den seltenen Gast gebührend ehren. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken geleitete man den frommen Erzbischof nach der Kirche, wo er in feierlicher Weise den Segen erteilte.

Um weder geistlichen noch weltlichen Würdenträgern Mühe zu verursachen, nahm der hochgelehrte Mann sein Absteigequartier im schlichten Gasthause zu den „Drei Königen“, nahe der St.-Michaels-Kapelle, wo er sich frühe zur Ruhe begab. Nicht so seine Begleiter. Dieselben blieben mit einigen jungen Männern vom Hauptorte beim Labetrunk sitzen, dem bald ein Tänzlein in Ehren folgen sollte. Nach und nach erhitzten sich die Köpfe und bald genug die Gemüter. Eine schöne Tänzerin ward von zwei jungen Männern allzu sehr umworben, es bildeten sich zwei Parteien, ehe man sich dessen versah, entstand ein Tumult, bei dem es blutige Köpfe gab. Der Lärm drang bis ins niedere Schlafgemach des frommen Bischofes, welcher, alle Müdigkeit vergehend, herbeieilte, um mitten unter die Kämpfenden zu treten. „O la cattiva gente!“ (O der arglistigen Menschen!) rief er, da ein junger Mann blutend und schwer mißhandelt am Boden lag.

Der Ruf des fremden Lautes ließ die Schlägerei ruhen. Erst jezt gewahrten sie, wer Zeuge ihrer nächtlichen Untat gewesen war, und alle ließen wie auf einen Schlag ihre Stöcke, Stahlbeine und ähnliche Waffen sinken.

In deutscher Sprache, der er vollkommen mächtig war, richtete der Heilige sehr eindringliche, aber auch milde und liebevolle

Worte der Versöhnung an die Entzweiten. Dann beugte er sich mitleidsvoll zu dem Verwundeten, tröstete ihn und ließ ihm die notwendige Hilfe angedeihen.

Kaum war dieses Geschäft beendet, als die feurigen Alpenföhne tiefbeschämt über den begangenen Fehler sämtlich niederknieten, um dem Heiligen Abbitte zu leisten. Er aber sprach: „Bittet Gott um Verzeihung, denn er ist der Beleidigte.“

Dann knüpfte er an diesen Gedanken eine rührende Ermahnung über den Mißbrauch der Freude, Genüsse und Lustbarkeiten, welche manches Auge mit Tränen füllte.

Da die Uhr noch kaum auf 11 Uhr zeigte, so ließ der heilige Erzbischof einen Becher mit köstlichem Weine füllen, den er zuerst dem Verwundeten, dann aber dessen Angreifern reichte, damit sie „Versöhnung tranken“. Er selbst verschmähte es nicht, von diesem Friedensweine zu kosten. Unter der Aufsicht des heiligen Prälaten entfernten sich die Wiederversöhnten.

Als der tiefbekümmerte Wirt sich am Morgen bei seinem frommen Gaste wegen des nächtlichen Tumultes entschuldigte, sich aber auch, anstatt der begehrten Rechnung, in die Fürbitte des Heiligen empfahl, da versicherte Karolus Borromäus, daß er seines Hauses und seiner Familie im Gebete gedenken werde. Dann aber fügte er lächelnd hinzu: „Guter Freund, der gestrige Abend hat mir eine neue Aufgabe gestellt. Ich muß noch über den See herunterfahren nach Unterwalden, um am Grabe des seligen Nikolaus von der Flüe mein Gebet zu verrichten. Jetzt begreife ich, warum der liebe Gott euch einen Friedensstifter zum Landespatron gegeben hat. Wahrlich, ihr bedürft dessen wohl. Ich habe es fast nicht glauben können, daß so gute Christen, wie ihr Urschweizer zu sein scheint, so harte Köpfe haben sollten. Gestern bin ich handgreiflich darüber aufgeklärt worden. Je nun, wenn ich des Abends zu Mailand vor meinem Hausaltare bete, dann darf ich nicht vergessen, am Schlusse noch beizufügen: Herr, erbarme dich auch der jungen Feuerköpfe drüben über den Bergen!“



Ohne Religion geht es nicht.

Von dem französischen Senator Remaud erzählt man sich folgendes: Als er aus seiner Heimat in den Pyrenäen zum ersten Male als Senator nach Paris kam, mietete er in einem Gasthose einige Zimmer und bezahlte die Miete für einen Monat, 150 Franks, im voraus. Der Hotelbesitzer fragte den Senator, ob er nicht eine Quittung haben wolle.

„Nein,“ antwortete Remaud, „das ist nicht nötig, Gott hat es ja gesehen!“

„Glauben Sie an Gott?“ fragte der Hotelbesitzer.

„Selbstverständlich, Sie doch auch?“

„Nein, Monsieur, ich nicht, ich nicht!“

„Ach,“ meinte der Senator, „in diesem Falle werde ich mir doch eine Quittung ausbitten müssen!“

Interessante Missionswanderungen in Ostafrika.

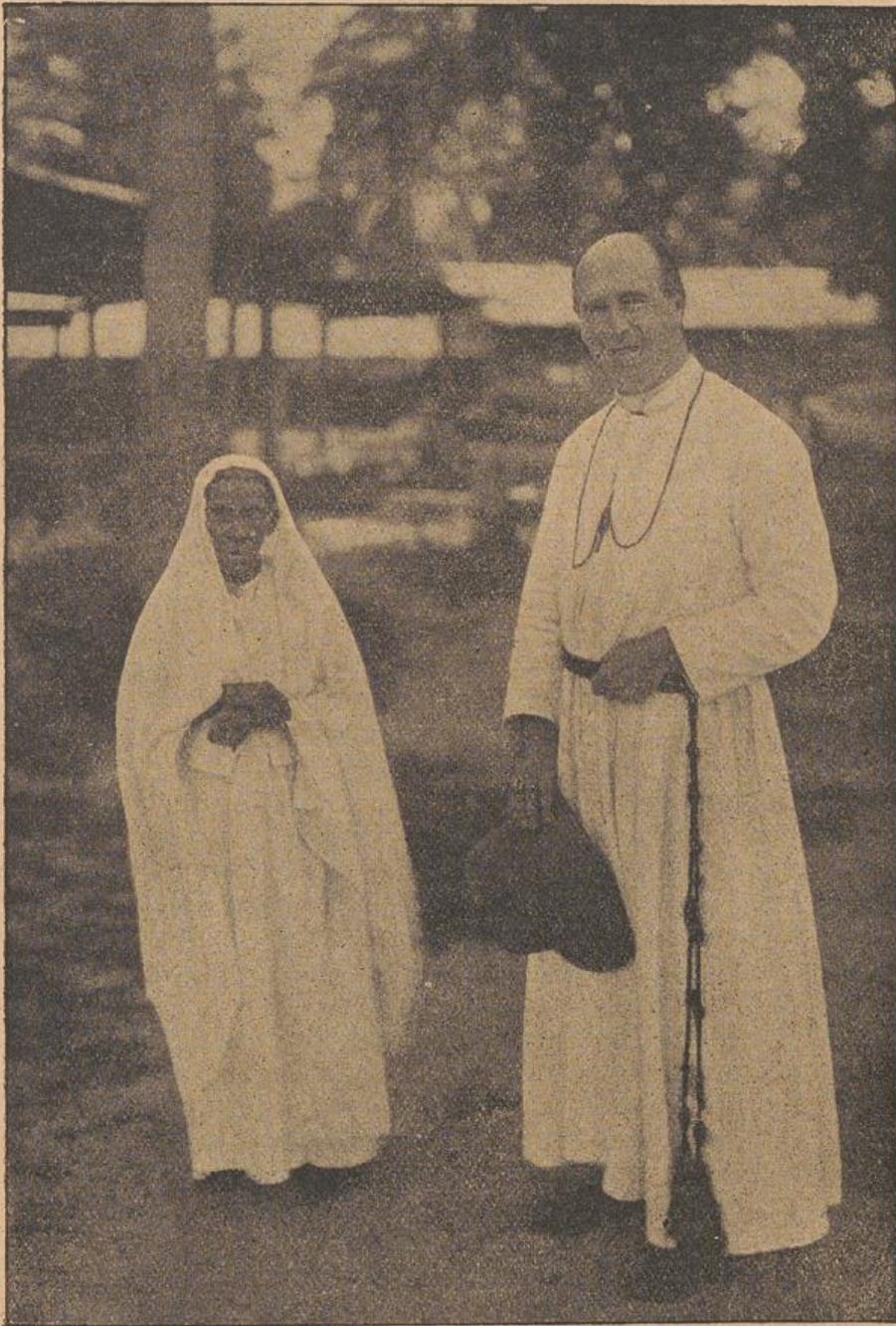
Von Schwester Engelberta.

Dieses Mal will ich unter demselben Titel, unter dem ich unsere Reise nach Kombo beschrieben habe, eine Missionsreise von einem heiligmäßigen Missionsbischof erzählen, welcher hier so segensreich gewirkt hat, in seiner Demut aber über das folgende Erlebnis schwieg und auch seinen Trägern verbot, darüber zu sprechen. Einige Zeit haben diese braven Christen das Schweigen bewahrt, aber ihren Mamas, den Schwestern, gegenüber konnten sie es doch nicht verbergen; denn der Eindruck war so mächtig, daß sie ihrem Herzen Luft machen mußten.

Es war im Jahre 1918, in der letzten Epoche des Weltkrieges, da machte sich eine Karawane auf den Weg, um tiefer ins Innere von Ostafrika hineinzudringen, an der Spitze der hochw. Herr Bischof und Missionar zugleich, neben und hinter ihm seine treuen Boys, die nicht von seiner Seite wichen, besonders einer, der ihm später sogar bis ins Gefängnis hinein folgte und sich daselbst, gleichsam durch List, hineingedrängt hatte.

Unfägliche Mühen und brennende Hitze hatten die Reisenden auszustehen. Unterwegs stießen sie nicht selten auf Flüsse, welche sie nur unter großer Anstrengung und Gefahr durchschreiten konnten, da das Wasser oft über die Hüften ging und zahlreiche Krokodile ihrem Leben drohten. Die Folge davon war, daß der hochw. Herr, ohnehin durch die vielen vorherigen Missionsstrapazen und Sorgen bereits schwach und kränklich, einen gehörigen Fieberanfall bekam. Die Sonne brannte in der Steppe zum Ersticken; eine andauernde Trockenheit hatte die Bäume vollständig entblättert, nirgends war ein Schatten zu entdecken, der einige Erholung bot. Die Reisenden waren so müde, und die Träger wollten nicht mehr weiter. So ließ der Bischof das Zelt stecken und abladen; die Karawane rastete an einer Stelle, wo alle wohl erkannten, daß sie gefährlich und wahrscheinlich nur der Aufenthalt wilder Tiere war. Doch wenn der in der Wüste wandernde Missionar fiebernd und todesmatt sich fühlt, wenn auch seine Begleiter unter der Last ihrer Kisten und Gepäckstücke fast nicht mehr weiter können, da hört das Suchen nach einem besseren Platze auf. Gewiß, er wäre dort, wo ein Negerdorf in der Nähe ist, lieber abgestiegen, aber wieviel Stunden weit liegt selbiges noch entfernt!

Man ließ sich nun nieder, richtete das große Zelt auf, machte ringsherum ein helles Feuer, um die wilden Tiere zu verscheuchen. Der Koch machte sich mit dem Proviant zu schaffen. Endlich konnten sie ruhen und sich etwas erquicken, die müden Wanderer,



Bischof Wilson und die alte Elisa. Bagamojo, Ost-Afrika.

die bereits mehr als 16 Stunden marschierten. Jetzt war es auch kühler geworden, denn die Nacht breitete ihre Schatten aus. Dämmerung gibt es hier keine.

Nach einem herzinnigen gemeinschaftlichen Abendgebet und dem väterlichen Segen des Bischofs begaben sich alle zur Ruhe. Hie und da wurden die müden Schläfer durch das ferne Brüllen eines Löwen aufgeschreckt — doch aus dem Schalle war zu erkennen, daß derselbe in weiter Entfernung sei. Noch unheimlicher aber war der heisere Schrei einer Hyäne.

Unter Gottes Schutz war die Nacht dennoch glücklich vorübergegangen. Frisch und neugestärkt standen alle auf, und der hochw. Herr stellte bereits seinen Tragaltar mitten in dem Zelte zurecht, um daselbst das heilige Messopfer zu feiern. Mit erhebender und doch kindlicher Andacht beteten die Männer und Burschen, die Hände gefaltet, während der Rosenkranz durch die Finger glitt. Die beiden Boys des hochw. Herrn Bischofs ministrierten; das Glöcklein zur heiligen Wandlung ertönte. — Da, was war das?! Ein ängstliches Flüstern entstand, die Leute rutschten auf den Knien immer näher bis zu den Füßen ihres Hirten und — „Großer Vater,“ raunten sie ihm zu, „siehe am Eingang des Zeltes steht ein Löwe und schaut herein.“ Schon begann der Löwe zweimal ein dumpfes Brummen und Schlagen mit dem mächtigen, goldgelben Schweife. — Da wandte sich der hochw. Herr Bischof um, erhob die heilige Hostie, heiß und inbrünstig den Herrn und Schöpfer aller Kreaturen um Schutz und Schirm ansehend. Und — o Wunder! — der Löwe steht wie festgebannt einen Augenblick, dann wendet er sich ruhig um und schleicht von dannen. — Unbeschreiblich war die Freude, die Dankbarkeit der Leute. Mit noch viel größerer Liebe und Hochachtung als je zuvor blickten sie zu ihrem Vater empor. Wahrlich, er kann Wunder tun, wohl noch nie hatten sie einer heiligen Messe so andächtig und dankerfüllt beigewohnt, und ihr Lob und Preis wollte den ganzen Tag kein Ende nehmen. Der hochw. Herr Bischof aber hatte ihnen strenges Stillschweigen über den Vorgang geboten. Frisch und fröhlich, ohne Furcht und Zagen brach die Karawane nach dem Frühstück wieder auf — was sollten sie auch fürchten? „Über Nattern und Basilisken wirst du schreiten und zertreten den Löwen und Drachen.“ Diese Stelle der Heiligen Schrift wich wohl niemals aus ihrem Gedächtnis.

Gewiß, der Herr wacht über seine Missionare, und die Engel Gottes begleiten und führen sie durch alle Gefahren. Wohl so mancher dieser Pioniere aus Afrika, besonders die Gründer der Mission in diesem wilden Lande, sie können die durchstandenen Gefahren aufzählen gleich dem Apostel Paulus. Gefahren zu Wasser, an Flüssen, wo keine Brücken sind und Flußpferde und Krokodile gierig ihren Rachen öffnen; Gefahren durch Feuer,

wenn sie plötzlich in den Steppenbrand hineingeraten; Gefahren vor wilden Tieren, Gefahren vor bösen Menschen, heimtückischen Zauberern und Menschenfressern; in Gefahren vor ansteckenden Krankheiten am Schmerzenslager der Aussätzigen und inmitten der von der Hungersnot Betroffenen. Gefahren jeglicher Art von seiten andersgläubiger Sekten, dem Dolche oder Wurfspeer von Feinden ausgesetzt, aber auch wunderbar entrisen, durch die Hilfe treuer Christen rechtzeitig gewarnt und versteckt. Das Leben eines Missionars, einer Missionschwester ist zwar hart und mit mannigfachen Entbehrungen, Leiden und Arbeiten verbunden, aber das Ideal, welches ihnen vor Augen schwebt, das hohe Ziel, welches sie verfolgen, der Gedanke, daß sie zur Ehre Gottes, zur Verbreitung des Reiches Christi auf Erden und an der Rettung unsterblicher Seelen arbeiten, versüßen alle Bitterkeiten, erleichtern ihr Opferleben, beglücken sie schon im Leben. Und kommt der Tod, er hat nicht viel Bitteres, denn die Freude, ins himmlische Vaterhaus zu gehen nach so vielen Kämpfen und Gefahren, macht das Scheiden leicht.

Jünglinge und Jungfrauen, schließt euch uns an! Werdet Missionare, Missionschwester! „Die Ernte ist noch immer sehr groß, der Arbeiter leider sind es immer noch sehr wenig!“

* * *

Aber nicht immer sind die Reisen so mühevoll, gefährlich und aufreibend. Es gibt auch schöne, ja herrliche, stundenlange Fußtouren durch hochromantische Gefilde, durch grüne, schattige Bananenhaine. Von der Station Kiboscho bis nahe bei Moschi geht man drei Stunden weit nur durch großartige Kaffeepflanzungen, welche süßen Duft verbreiten, wenn sie in ihrer weißen Blütenpracht stehen, und ebenso lieblich aussehen, wenn sie in der Reife stehen, mit Millionen korallenroten Beerchen. Hier ist sogar schon eine schöne Autostraße. Aber desungeachtet gibt es auch hier noch Löwen und Leoparden, weil nämlich viele Antilopen, Giraffen, Affen und besonders auch Wildschweine in ganzen Rudeln hier hausen, auf welche der König der Wüste Afrikas so gerne Jagd hält.

Seltene Vögel mit buntem Gefieder, besonders außergewöhnlich prächtige Wildtauben erfreuen das menschliche Auge. Ihre rosaroten Schnäbel, Füße und Auglein, ihr zartgrünes Gefieder, das am Hals bandförmig einen rosa Schimmer hat, geben ihnen ein eigentümlich schönes Gepräge. Scharen von Kolibris und andern kleinen buntfarbigen Vögeln flattern lustig und unbesorgt durch die Luft oder sitzen auf den Zweigen des blühenden Kaffeebaumes wie bunte Edelsteine, hier zart himmelblaue mit schwarzen Sammetkläppchen, dort goldgelbe mit grünen Flügeln und roten Schöpfchen. Anmutig und viel schöner befiedert ist hier die Bachstelze, zart hellgrau und die Flügel weiß und schwarz wie ein

gestreiftes Kleidchen. Dann gibt es eine Schar tiefschwarzer Vöglein mit einem schneeweißen Schnabel, sie sehen aus wie Nonnen. Das Gefieder glänzt wie schwarzer Samt. Natürlich fehlen auch nicht die Papageien, schillernd wie in grüner Seide; dann die Honigvöglein und die kleinen frechen Kotkehlchen, die ebenfalls viel schöner sind als in Europa. Auch schillernden Goldfasanen, Rebhühnern und Wildenten kann man begegnen, aber alle sind sie scheu und flüchtig. Und erst die Blumenpracht! Welch ein Farbenspiel in nie gesehenen Glocken und Sternblumen! Welcher Rosenduft!

In der That, Afrika, besonders Ostafrika, hat viel Schönes und Erfreuendes, das die Beschwerden und Unbequemlichkeiten ertragen hilft. Selbst Zansibar, die ehemalige Stätte des Sklavenmarktes, hat viele Reize. Häuser und Hütten, Städte und Dörfer verschwinden sozusagen unter der Unmasse von Kokosbäumen, welche sie umgeben und hoch über die Dächer hinaus ihre fruchtbeladenen Zweige erheben. Die Hügel sind mit herrlichen Nelkenbäumen bedeckt, deren eigentümliche Gestalt einen zauberhaften Anblick bietet. Im Talgrunde wechseln weitausgedehnte Reis-, Melonen-, Mais- und Erbsenfelder ab mit Zucker-, Pfeffer-, Kaffee-, Ananas- und Indigoanlagen, während die Orangen- und Zitronenbäume, die Dattel- und die Sagopalme, die Granatäpfel, der Zimmet- und Muskatstrauch das Ganze durchziehen und der gesamten Landschaft das Aussehen eines großartigen, feenhaft schönen und wohlduftenden Blumenbeetes verleihen. Dazu das tiefblau und smaragdgrün schillernde Meer mit dem weißen Gischt, dem Tosen der Wellen und Wogen, und über diesem allem der azurblaue Horizont. Also nicht nur Mühen und Strapazen, nicht nur Elend und Ode sieht der Missionar, nein, auch Naturschönheiten erfreuen sein Auge und Blumenduft und Vogelsang erheben sein Gemüt.

✻ ✻

Das Gebet der Natur.

Das Murmeln eines Bächleins,
Das Lüftchen, das sanft weht,
Der Blätter leises Rauschen
Ist der Natur Gebet.

Das Brausen eines Falles,
Der Sturm, der Bäume mäht,
Des Donners furchtbar Rollen
Ist der Natur Gebet.

Und wenn in tiefem Schweigen
Ringsum die Schöpfung steht,
So ist dies tiefe Schweigen
Auch der Natur Gebet.

Auszug aus einem Briefe von Schwester Vera an ihre ehemalige Lehrerin.

Dreifontein, den 2. Januar 1926.

Das Heilandswort: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt,“ scheint sich bei den Schwarzen wirklich zu bewahrheiten. Nie habe ich so viel Sinn und Empfänglichkeit für die ewigen Wahrheiten gefunden, wie hier bei den verachteten Kindern der Wildnis. Wir haben jetzt über 80 Pensionärinnen, denen ich Lehrerin und Mutter sein darf. Ich gestehe, im ersten Jahre ist mir diese Aufgabe sehr schwer geworden, weil der ungebändigte Freiheitsdrang, verbunden mit unglaublichem Stolz und Troß, mir fast unüberwindlich schien. Immer wieder stellte ich ihnen unsere europäischen Kinder als Muster hin; jetzt kann ich das Gegenteil tun. Früher genügte ein leiser Tadel, um unheimliche Zornesausbrüche, lange anhaltenden Troß oder gar die Flucht zu veranlassen; jetzt kann ich ihren guten Willen auf die härtesten Proben stellen. Gebe ich einen Verweis, so kommt meistens die Schülerin noch am selben Tage und bittet kniend um Verzeihung und um Strafe. Nach abgebüßter Strafe danken manche. Gott Dank haben wir auch einige Mutige dazwischen, die es mir sagen, wenn schlimme Gewohnheiten einreißen wollen, z. B. heidnische Tänze oder brieflicher Verkehr mit den Zöglingen der Knabenschule. Dies kann man schon als eine Art Heroismus betrachten, denn die Schwarzen verraten einander nicht aus Furcht vor der Rache. Vor kurzem hatte ich einen solchen Fall. Die Mutige — Hilda heißt sie und will Schwester werden — hatte mir verraten, daß mehrere unserer Mädchen heimlichen Briefwechsel mit Buben unterhielten. Troß aller Vorsicht wurde die Anklägerin entdeckt und derart bedroht, daß es uns ratsam erschien, sie aus den Ferien herauszurufen, damit sie vor etwaigen Überfällen von seiten der Knaben geschützt sei. Ich habe mich recht erbaut, zu sehen, wie tapfer, ja freudig sie dieses Opfer brachte. — Höchst interessant ist es, die Briefe der Mädchen an ihre zukünftigen Ehemänner zu lesen. Diese Briefe fließen über von guten Ermahnungen und Ratschlägen, namentlich, wenn die Buben in gefährlicher Umgebung, in Bergwerken oder großen Städten sich aufhalten. Sie zeigen mir, wie die Kinder das im Religionsunterrichte Gehörte selbständig verarbeiten. Gar nicht so selten kann man sie auch über religiöse Wahrheiten sprechen hören. Staunend habe ich oft im stillen den Vergleich gezogen zwischen diesen einfachen Kindern der Wildnis und den überzivilisierten Menschen daheim. Bei diesen erstickt das Samenkorn in den Reichthümern und Wollüsten des Lebens; jene

versprechen, 80-, ja 100fältige Frucht zu bringen; freilich nur solche, bei denen der Acker des Herzens entsprechend bearbeitet wird. Wieviel mehr könnte erzielt werden, wenn es nicht so sehr an Arbeitern und Arbeiterinnen mangelte. Kürzlich noch sagte unser hochwürdiger Vater Superior, wie viele arme Geschöpfe an Heiden verkauft und rettungslos verloren wären, wenn wir Schwestern nicht gekommen wären. Gestern kamen wieder zwei Flüchtlinge an, eine von ihnen, etwa ein Kind von 14 Jahren, die gezwungenerweise ein Jahr lang, ich weiß nicht als das wievielte Weib eines heidnischen Peinigers lebte. Man kann



Drei Mörchen von Morogoro.

sich denken, daß Satan vor Wut schnaubt, daß ihm so viel Beute entrisen wird. Man fühlt manchmal handgreiflich sein unheimliches Toben, besonders vor großen Festen. Einmal hat er uns einen sehr schlimmen Streich gespielt. Als Werkzeug brauchte er einen schwarzen Katecheten, der das größte Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß. Diesem gelang es, monatelang, Tag für Tag unseren Mädchen, die er bei der Feldarbeit zu beaufsichtigen hatte, das Gift glaubens- und sittengefährlicher Lehren einzuslößen; u. a. streute er auch die schlimmsten Verleumdungen gegen die Priester und unsere Schwestern aus. Ich war entsetzt, als ich endlich durch unsere Kinder von allem unterrichtet wurde. Schon längst hatte ich einen auffallenden Wechsel im Betragen der Kinder bemerkt. Gleich hielt ich mit den Kindern eine Novene zur „kleinen“ Theresia, der Patronin der Missionen, und am

neunten Tage schickte sie wunderbare Hilfe. Der Schuldige hat alles widerrufen und gutgemacht, und seitdem ist der Geist zwischen den Kindern beinahe besser als vorher. Gott Dank bekommen wir im nächsten Monat, so Gott will, Zuwachs von weiteren vier Schwestern, von denen drei eine neue Station beginnen werden, einige Meilen von hier, mitten im Native-Reserve, d. i. ein Gebiet, das den Schwarzen zum ausschließlichen Gebrauch eingeräumt ist. Dort gibt's noch Zauberer und eingefleischte Heiden in Menge und Arbeit in Hülle und Fülle. Wir hier in Driefontein gehen weniger hinaus zu den Leuten. Auf der Missionsfarm sind verhältnismäßig wenig Leute ansässig. Der Schulbetrieb ist für uns die Hauptsache und nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch. Außer dem Elementarunterricht werden Haushaltungskurse gegeben, und jedenfalls wird, wenn die fünfte Schwester hier ist, noch ein Krankenkursus begonnen werden. Die englische Regierung bringt unserer Arbeit das regste Interesse entgegen. Wiederholt hat sie uns schriftlich das denkbar beste Zeugnis ausgestellt. Aber das ist ja Nebensache. Nur was für Gott und die Seelen aus reiner Meinung geschieht, hat Ewigkeitswert.



Frida Cahtime oder Frida, die Verlorene.

Frida, ein taubstummes Mädchen, war 10 Jahre alt, als sie in unsere Schule kam. Wohnort und Eltern sind unbekannt; daher der Name Cahtime (die Verlorene), der ihr von uns gegeben wurde.

Eines Tages im Jahre 1922 wurde sie von ihren Eltern zur Bahn gebracht und kam so nach Maritzburg, der Hauptstadt von Natal. Da sie weder reden noch hören konnte, stand sie auf dem Bahnhof und wußte nicht, wohin sie gehen sollte. Einer, der die Verlegenheit des Kindes bemerkte, fragte Frida wo sie hin wollte. Als man bemerkte, daß sie nicht reden konnte, wurde sie zur Polizei gebracht und daraufhin in unsere Schule. Die ersten Wochen hatte sie Heimweh nach Hause und gab mir zu verstehen, daß sie zu ihren Eltern wollte. Ich hatte Mitleid mit der Kleinen und tröstete sie, soviel ich nur konnte. Bald waren wir gute Freunde und da ich bemerkte, daß sie ein recht talentiertes Kind war, versuchte ich, sie das Schreiben zu lehren. Die ersten Unterrichtsstunden waren wohl etwas beschwerlich, aber es dauerte nicht lange und sie konnte sich verständigen. Ihr Fleiß brachte sie soweit, daß sie bald alle Rechenaufgaben der unteren Klassen mitmachen konnte.

Obschon sie nicht hörte, so wohnte sie doch dem Religionsunterrichte bei; eines Tages kam sie und bat um die heilige

Taufe. Ich legte ihren Wunsch dem hochw. Pater Missionar vor, welcher es sehr geraten fand, sie auf den Empfang der heiligen Taufe und des Bußsakramentes vorzubereiten. Frida war ein Muster des Fleißes und konnte bald alle Gebete auswendig aufschreiben. Der ganze Unterricht wurde mit Zeichen, Bildern und durch Schreiben gegeben. Für die erste heilige Beichte erforderte es ein wenig mehr Anstrengung, aber bald waren auch da alle Schwierigkeiten überwunden. Frida sehnte sich nun sehr nach dem Tag der heiligen Taufe. Am 5. Dezember 1925 war sie unter den Glücklichen und legte dann auch ihre erste heilige Beichte ab, da wir nicht wußten, ob sie bisher einer anderen Religion angehört hatte. Wenn sie nun zur heiligen Beichte geht, dann schreibt sie ihre Sünden auf und gibt das Papier dem hochw. Pater Missionar. Man sieht sie dann glückstrahlend aus der Kirche zur Schule kommen. Zu Ostern soll sie, so Gott will, zur ersten heiligen Kommunion zugelassen werden; dann wird erst ihre Freude voll sein.

So tröstet der liebe Gott die Unglücklichen dieser Erde. Obschon ihre eigenen Eltern sie verstoßen haben, weil sie taubstumm ist, so ist sie jetzt doch glücklich und zufrieden und fühlt, daß sie einen Vater und eine Mutter im Himmel hat.

Schw. Otfavia.



Nachrichten aus den Missionen.

Uledi, ein echter Sohn Mohammeds, wurde uns als Patient zugeführt. Mürrisch und finster war sein Wesen, es schien, als hätte nie ein Lächeln um seine Lippen gespielt. Teilnehmend fragte ich ihn nach seinem Befinden; aber immer erhielt ich die lakonische Antwort: „Es geht gut,“ und doch war sein Zustand nichts weniger als das. Alle Mühe, die ich mir gab, um sein Vertrauen zu gewinnen, war vergebens; denn er fürchtete zu sehr, ich möchte etwas vom wahren Gott, von unserer heiligen Religion erzählen. Seine lange mohammedanische Perlenschnur glitt beständig durch seine Finger, und nicht selten schallte ein Aufschrei zu Mohammed durch das ganze Zimmer. So verstrich Woche um Woche. In dem Zimmer, in welchem Uledi gebettet war, wurden mehrere schwarze Kranke im Katechismus unterrichtet, und die meisten vor dem Sterben noch getauft; er sah und hörte dieses alles, und nur zu oft verrieten seine Züge einen schweren Kampf in seinem Innern, besonders wenn ein Kranker dem Islam abschwörte und das Wasser der Taufe auf seinen Scheitel fließen ließ. Einmal hatte sein innerer Grimm den Höhepunkt erreicht und, seine Perlenschnur in die Höhe

haltend, schrie er wütend vor Zorn: „Mohammed, alle verlassen dich, hilf doch!“

Uledis Zustand wurde immer schlimmer. Viel ward für ihn gebetet; aber immer prallte die Gnade an diesem Felsenherzen wieder ab. Zweimal machte er Fluchtversuche; aber vergebens, da seine Schwäche ihn besiegte. Eines Morgens gegen 10 Uhr tobte er und war wie von Sinnen. Es schien, als hätte ihn der böse Feind vollständig in seiner Gewalt; erst als ich ihn mit Weihwasser besprengte, wurde er wieder ruhig. Ich suchte ihn durch ein Gespräch abzulenken, er aber erhob seine Hände und rief den Teufel, mit dem er in regem Verkehr war, um Hilfe an; im selben Augenblick wurde er ganz sanft vor meinen Augen in die Höhe gehoben und unters Bett gelegt, wo er bleich und still wie eine Leiche lag. Mich überfiel ein kalter Schauer und ich nahm meine Zuflucht zum Weihwasser. Nach kurzer Zeit kam er wieder zu sich, so daß ich ihn wieder auf sein Bett legen konnte. An diesem Tage sprach ich nichts mehr mit ihm. Am nächsten Morgen nahm ich eine Flasche Weihwasser zu mir, um die Macht des Bösen von vorneherein zu brechen. Wieder rief er die bösen Geister um ihre Hilfe an: aber vergebens. Nun fragte ich ihn, ob er denn nicht ein Kind Gottes werden wollte; da schaute er mich mit seinen müden Augen bittend an und stammelte: „Laß mich mit dieser Sache in Ruh; denn ich kann meine Religion nicht lassen; es wäre für mich ein großes Verbrechen; denn meine Mutter sagte mir noch, sie hätte mich den bösen Geistern übergeben; jedes Jahr habe sie für mich eine Ziege geopfert und immer neuerdings mit Blut mich ihnen verschrieben; somit bin ich fest überzeugt, daß Satan auch nach dem Tode noch für mich sorgen werde.“ Dann hüllte er sein Gesicht in die Kissen und schwieg. Seine Tage waren gezählt. Wir bestürmten den heiligen Joseph mit Bitten und Versprechen um die Rettung dieser Seele; er hatte ja schon oft wunderbar geholfen. Ich näherte mich nachmittags um 3 Uhr seinem Lager und zum Erstaunen aller schaute er mich ganz vertraulich an, hörte aufmerksam zu, was ich ihm sagte, und antwortete mir auf die Frage, ob er von Mohammed lassen wolle: „Ich bin zu allem bereit, ich will mich taufen lassen.“ Die Gnade hatte gesiegt, ich taufte ihn und gab ihm den Namen „Joseph“. Nach zwei Tagen ging Uledi in die Freuden des Himmels ein.

Kilema, den 18. Januar 1926.

Gestern kam ich von der Kiboschoreise zurück; um ein Haar breit wäre es diesmal eine Fahrt in die Ewigkeit geworden. Unser Lastauto versagte bei einem steilen Aufstieg, fuhr langsam rückwärts vom Wege ab direkt in ein trockenes Flußbett hinein. Wir flogen in weitem Bogen auf die großen Steine, diese brachten aber auch das schwere Auto zum Stehen, sonst

wäre es um uns geschehen gewesen. Ich lag gerade vor einem Rad, zerschunden und blutig, aber gar keine größere Verletzung. Dem heiligen Engel sei Dank! Aber merkwürdig, im Todes-schrecken fühlt man kein Fallen und keinen Schmerz.

Schwester M. Ubalda.



Hauswesen.

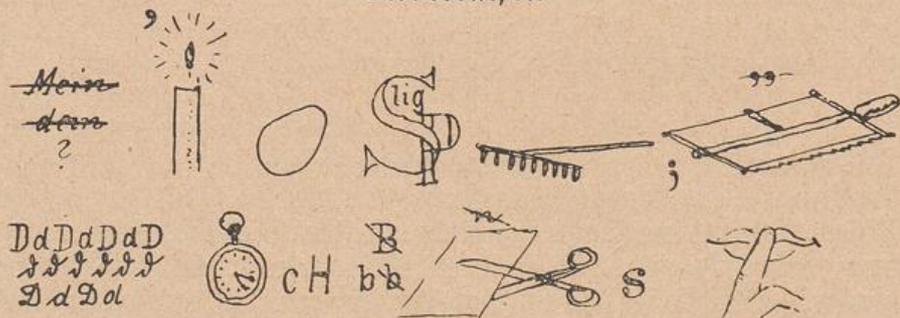
Weisse Flecken auf polierten Möbeln, welche durch Aufstellen heißer Gefäße entstehen, sowie auch weisse Wasserflecken entfernt man am sichersten, indem man dieselben mit nahgemachter Zigarrenasche bedeckt und diese, je nachdem der Fleck älter oder jünger ist, längere oder kürzere Zeit darauf liegen läßt. Reibt man nun mit der Fläche eines Korkpfropfens, den man vorher etwas abkochen ließ, tüchtig über die mit Zigarrenasche bedeckten Stellen, so werden die Flecken verschwinden. Sodann wird die Tischplatte klar abgewaschen, mit einem Ledertappen ganz trocken und zuletzt mit einem mit Petroleum befeuchteten wollenen Lappen glänzend gerieben.

Reinigung von Teppichen. Orientalische Teppiche sollen jede Woche einmal mit grobem Kochsalz überstreut und dann sorgfältig ausgebürstet, nicht ausgekehrt werden. Die Farben des Teppichs bleiben bei dieser Behandlung wunderbar frisch, und beim Ausklopfen, das zweimal im Jahre vorgenommen wird, fällt verhältnismäßig wenig Staub heraus. Das Salz nimmt besser den Schmutz mit als Sauerkraut und Tee.

Jägersche Wollkleider zu waschen. Man lege die betreffenden Gegenstände zirka eine halbe Stunde gut zu bedeckt in ein zirka 30° R warmes, mit aufgekochter, guter Ölseife vermishtes Waschbad. Dann entferne man den Schmutz nicht durch Reiben, sondern mittels Streifen durch die Hand. Sehr schmutzige Stellen bestreicht man einfach mit Seife und bürstet sie mit einer weichen Bürste ab; jedes Einseifen oder Reiben mit der Hand muß vermieden werden, weil dadurch alle wollenen Gegenstände filzen. Ist die Wollwäsche noch nicht ganz rein, so legt man dieselbe in ein zweites, schwächer seifenhaltiges Bad, wäscht, wie das erstemal, durch die Hand und spült sie dann in reinem, lauwarmem Wasser aus. Es dürfte sich empfehlen, die Wollwäsche so anzuklammern, daß sie ihrer ganzen Länge nach hängt, sie nicht vollständig auszutrocknen, sondern in noch feuchtem Zustande abzunehmen und zu bügeln und durch Ziehen in die Länge in die normale Größe zu bringen. Leichter geht jedoch nur, so lange sie feucht ist.



Bilderrätsel.



Caritasblüten

Nr. 3

1926

Ein Missionsposten in Ost-Afrika dem heiligsten Herzen Jesu geweiht.

Diese junge Mission gehörte früher zu Kiboscho, das hinter dem Urwald liegt; ein Pater machte den Anfang zu einer neuen Gründung. Als dieser am dritten Adventssonntag das Johannes-Evangelium (Was krumm ist, soll gerade, was uneben, soll ebener Weg werden) vorlas, zeigte es sich im voraus, daß die Leute voll guten Willens sind. — Nach der heiligen Messe wurde dem Pater eine große Überraschung zuteil; denn die anwesenden Heiden gaben sich mit Feuereifer daran, den Weg des Herrn zu bereiten. Eiligst waren Buschmesser, Hacken, Besen und sonstige Gerätschaften herbeigeschafft und gemeinsam ging es an die Arbeit. Die krummen Wege wurden gerade gemacht, das Rauhe und Unebene wurde beseitigt. Staunend hatte der schwarze Katechist dem Schaffen und Arbeiten ein Weilchen zugesehen. Endlich konnte er sich nicht mehr enthalten zu fragen: „Was macht ihr da am Sonntag?“ Nun war die Reihe zu staunen an den armen Heiden. Wie konnte der Gehilfe des Missionars, der Lehrer, so müßig dastehen und dann noch diese Frage! Hatte er denn die Worte des Paters nicht gehört! — „Wir bereiten den Weg des Herrn, der da kommen soll“, antworteten ihm alle sehr ernst. Da sagte ihnen ihr schwarzer Landsmann: „So ist das nicht gemeint; ihr müßt eure Herzen bereiten, um das Wort Gottes, die wahre Religion, darin aufzunehmen.“ Kopfschüttelnd ließen die eifrigen Heiden von der Arbeit ab. Mit Buschmesser und Besen konnte das Herz nicht bereit gehalten werden, was war da zu tun. — Später verstanden sie es und lachten und halfen dem Pater die dürftigsten Bauten herstellen. Ganze Strecken Urwaldes fielen, gleich der Kulturarbeit der alten Mönche, der Art zum Opfer und wurden mit Kaffeebäumen bepflanzt, Gärten und Alleen wurden angelegt. So hatten die Heiden im Schatten des Kreuzes Tätigkeit, Verdienst und waren vor dem verwirrenden Einwirken der Mohammedaner geschützt. Die Jugend in der nahen und fernen Umgebung ging in die Schulen.

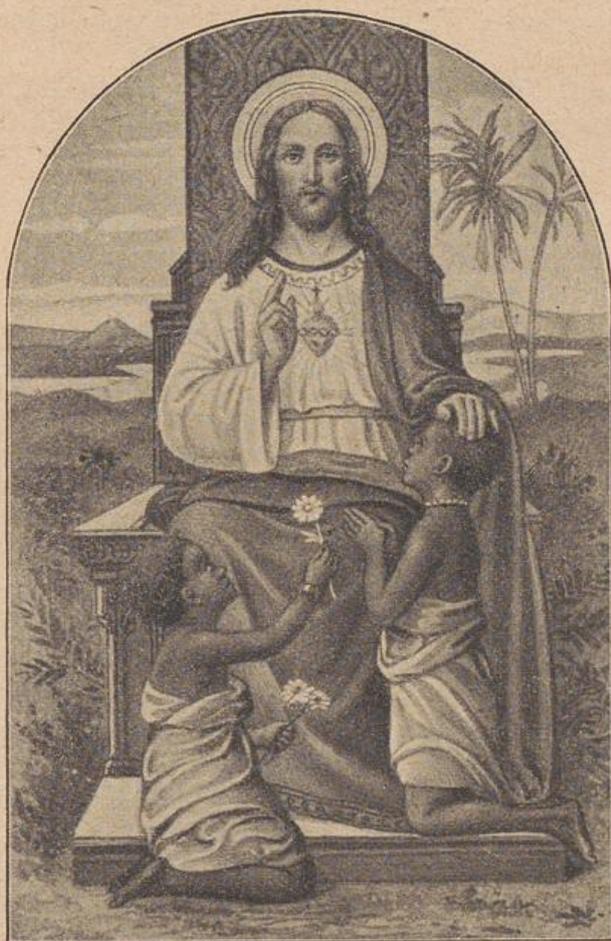
Viele Opfer und Entbehrungen hat es den guten Pater gekostet; etliche erboste Heiden, welche der Pater in dem heidnischen Treiben gestört, bereiteten ihm sogar einen verhängnisvollen Trunk, um ihn damit zu vertreiben, doch er harrte trotz erfolgter Kränklichkeit mit mutiger Treue aus. Durch Leiden und Kreuz erfolgt ja ein besonderer Himmelssegens. Das hat auch diese unsere jüngste Mission erfahren.

So will ich jetzt einen kleinen Vorsprung machen und von dem schönen Tage der Weihe der Station an das göttliche Herz Jesu erzählen. Es ist ein unvergeßlich schöner Tag, an dem der sakramentalische Heiland seinen Einzug in dieses Heidenland hielt. Gleichzeitig feierten 35 Neubekehrte ihre erste heilige Kommunion. Für den allein dastehenden Pater war es ein Arbeiten und Ringen, — wochenlang. Es mußte bis zum Herz-Jesu-Feste noch vieles fertig gemacht werden. Die schwarzen Maurer und Zimmerleute, alles war in vollster Tätigkeit. Mit vieler Mühe wurden der Hochaltar, zwei Nebenaltäre und der Beichtstuhl hergestellt. — Endlich stand am Vorabend des heiß-ersehnten Tages in der Mitte des Hochaltars die Statue des heiligsten Herzens Jesu im schönsten Blumenschmuck. Die Nebenaltäre zierte ein Mutter-Gottes-Bild mit dem Jesukind auf den Armen und der liebe heilige Vater Joseph; lauter Geschenke der St.-Peter-Claver-Sodalität. Nochmals Dank!

Um die gebührende Feststimmung zu erhöhen, hat der Missionar die hochw. Herren Patres der Nachbarstation eingeladen, und weil die Wohnverhältnisse noch dürftig waren, konnten diese erst am bestimmten Morgen eintreffen. Nun fällt hier das Herz-Jesu-Fest in die Regenzeit. Die Nacht brach schon rabenschwarz herein, kein Sternlein funkelte am Himmel und es war zu bezweifeln, ob die hohen Gäste in der Frühe durch das unbändige Gras und Getier des Urwaldes durchkommen; denn eine solche Reise ist nicht so harmlos. Aber das kleine Samenkorn in den 35 Erstkommunikanten hat sich entfaltet und sie beteten am Abend vor dem Herz-Jesu-Fest um schönes Wetter. Gegen Morgen wurde es anders; die Sterne funkelten freudig und sagten zu der Bitte um schönes Wetter ein „Ja“. Die Geladenen erschienen. Das neue Glöcklein rief mit seiner Silberstimme die Festfreude zum erstenmal in das Heidenland hinein und der Häuptling eilte mit einer großen Volksmenge herbei. Diese alle sanken zum erstenmal in die Knie, als der liebe Heiland seine Wohnung in dem neuen Kirchlein und in den Herzen der Erstkommunikanten nahm. Darauf folgte der feierliche Akt der Weihe der Neugründung an das göttliche Herz Jesu. Die Kommunikanten trugen alle das Skapulier des heiligen Herzens Jesu vor der Brust. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte die versammelte Menge der Festpredigt, welche ein auswärtiger, in der Mission ergrauter Pater hielt. Nach der Feier, als alles

draußen stand, ging es von Mund zu Mund: „Habt ihr ihn gesehen und gehört, gerade wie Gott Vater sieht und spricht dieser Prediger!“

Um 12 Uhr saß die Volksmenge bei den gefüllten Biertöpfen. Diese dürfen bei den Heiden an einem Feste absolut nicht fehlen. — So verlief das erste Herz-Jesu-Fest. Die Leiden waren in Freuden verwandelt. Kaum war das Kirchlein ganz



fertig, da ging der unermüdliche Missionar daran, den in der Umgegend versteckten Ausfägigen ein Heim einzurichten. Wieder wurde ein Stück Urwald ausgerodet, mit Bananen bepflanzt und für jeden Ausfägigen ein Hüttchen hergestellt. Viel Gutes wird heute von dieser Stätte aus gewirkt. Die Ausfägigen werden gepflegt und mit allem Notwendigen versorgt. Unsere Schwestern widmen sich in aufopfernder Weise diesen Ärmsten, deren der liebe Heiland sich selbst erbarmte. Bei dem Bau des Schwesternhauses spornte der gute Pater die schwarzen Maurer

an mit den Worten: „Wir wollen fleißig sein und der lieben Mutter Gottes zulieb das neue Haus errichten; denn die Schwestern sind vornehme Ebenbilder von der Mutter Gottes!“ Seitdem wir Schwestern nun da sind, ist der hochw. Herr Missionar der Sorge fürs Materielle enthoben und kann sich ungehindert der Seelsorge widmen, und wie unglaublich umfassend und segensbringend ist sie nicht in der Mission. Wollte Gott, daß wir deren noch recht viele hätten, dann würden die Finsternisse bald zerstreut und das Morgenrot die in Satans Macht gefesselten Heiden-seelen selig erquickern.

Diese junge Mission mit den im Anfang erlebten Opfern und Schwierigkeiten möge ein sprechender Zeuge sein, wie das göttliche Herz Jesu nach dem Heil aller Völker sich sehnt. Darum empfehle ich recht innig dem Gebete unserer freundlichen Leser diese Mission, damit im ganzen Uruland, von einem End zum anderen bald der Ruf erschalle: „Lob dem göttlichen Herzen, durch welches uns das Heil gekommen ist.

Arbeit, die nicht anderen frommt,
Das ist Arbeit ohne Segen.



Veilchen im Haag.

Von Schwester M. Gustavina.

Bescheidene Veilchen sind es, liebe Schwestern, über die ich heute mit Ihnen plaudern möchte. Veilchen, die sich in der Vergessenheit wohlbefinden und die nur durch den Wohlgeruch ihrer Tugenden ihr edles Herz ausströmen. So oft wird den schwarzen Brüdern und Schwestern im sonnigen Weltteil Gefühllosigkeit und Undankbarkeit vorgeworfen. Doch dieses ist ja leicht erklärlich, da die ersten Strahlen der Gnadensonne noch nicht vollständig das Dunkel zu durchdringen und das starre Eis des Heidentums zu schmelzen vermochten.

Wie lieblich zeigte sich das Wirken der Gnade bei einem armen, blinden und schon bejahrten Negermädchen. Vor vielen Jahren besuchte sie die Missionschule. Später verlor sie durch einen Unfall das Augenlicht. Da Maria ihren Angehörigen nun nicht mehr nützen konnte, so erhielt sie gerne die Erlaubnis, auf die Missionsstation gehen zu dürfen. Dort wurde sie auch freundlich aufgenommen und fand ein zweites Heim. Nun war ihre Freude groß, konnte sie doch jeden Tag zur Kirche gehen. So groß war ihr Eifer, daß sie sogar an einem Pfingstfeste zweimal zur hl. Kommunion ging, einmal vor und einmal nach dem Frühstück. Lächelnd meinte der Missionar, als er von

diesem Vorfall hörte: „Die Sünde wird wohl so groß nicht gewesen sein.“

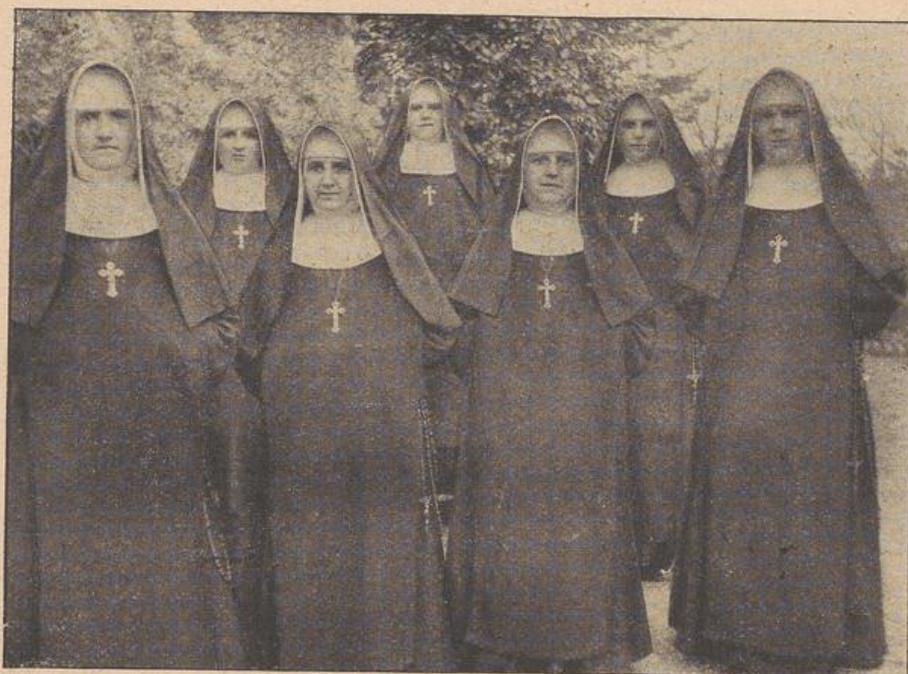
Für den kleinsten Liebesdienst war Maria dankbar. Von früh bis spät war sie mit dem Flechten der Matten beschäftigt, um so ihren bescheidenen Unterhalt zu verdienen. Gerne war sie bereit, auch die freie Zeit zur Arbeit zu verwenden, wenn Notwendigkeit vorlag, alles nur, um die Mission unterstützen zu können. Als Maria wieder einmal eine ganze Woche hindurch jeden freien Augenblick zur Arbeit ausgenutzt hatte, wollte ihr die Aufsichtsschwester eine kleine Freude machen und bot ihr mit Erlaubnis ihrer Vorgesetzten einige Geldstücke an. Aber das arme blinde Mädchen war nicht zu bewegen, dieselben anzunehmen. „Das habe ich für Jesus getan,“ war ihre schlichte Antwort. Und dann fügte sie bei, „solange ich bei der Intosafana in der Schule war, habe ich keine Sünde getan und seitdem bin ich so glücklich.“

* * *

Amandus war ein kleiner Knabe von etwa 6 Jahren, als er auf die Mission kam. Da er geschickt und anstellig war, so durfte er bald dem Bruder im Vestiar helfen und lernte nebst vielem andern auch ein wenig Deutsch. Sein innigster Wunsch war, Priester zu werden. Sehr fleißig empfing er die heiligen Sakramente. Wenn er sich nun erinnerte, jemand wehe getan zu haben, so verfehlte er nicht, vorher um Verzeihung zu bitten. Regelmäßig vor dem ersten Freitag ging er zur Schwester und bat sie flehentlich, ihm doch alles zu verzeihen, „da es mir,“ wie er sagte, „so leid tut, Jesus dadurch wehe getan zu haben.“ Weil er der ältere Sohn einer armen Witwe war und es sich zudem herausstellte, daß seine Augen sehr schwach waren, so mußte er seiner schönsten Hoffnung entsagen. Mutig gab er sich nun daran, nebenbei das Korbmacherhandwerk zu erlernen. Seine Kameraden suchten ihn oft durch Hinweis auf seinen schmalen Lohn zur Unzufriedenheit anzureizen. Stets jedoch war seine Antwort: „Ich bin doch nur ein Lehrling, und die Mission hat mir schon so viel Gutes getan.“

In seinem 18. Jahre kam er zu seiner weiteren Ausbildung in ein großes Geschäft, wo er bald wegen seiner Bescheidenheit und Dienstfertigkeit als auch in Anbetracht seiner Geschicklichkeit das Vertrauen des Chefs gewann. Da er demselben auch als Dolmetscher gute Dienste leistete, so konnte er sich bald ein nettes Sümmchen ersparen. Wie glücklich war er nun, dasselbe seiner lieben Mutter überbringen zu können. Das verdanke ich meiner lieben himmlischen Mutter, schrieb der Jüngling seinen früheren Wohltätern.

Mit großem Eifer nahm er sich seiner Stammesgenossen an und unterrichtete dieselben jede Woche mehrere Male im Kate-



Ausreise in das südafrikanische Missionsgebiet.

Am 24. März reisten folgende sieben Schwestern mit dem deutschen Dampfer „Usambara“ nach Mariannhill, Süd-Afrika, ab: Schw. Aquina, Schw. Suitberta, Schw. Josepha, Schw. Magdalena, Schw. Edmundine, Schw. Osmana, Schw. Andresina. Möchten diesen jugendlichen Missionarinnen noch viele großmütige, deutsche Mädchen folgen und sich als Ordensschwester dem erhabenen Missionswerk weihen!

chismus. Auch er wollte keine Bezahlung dafür annehmen. Das tue ich für Maria, sie wird mich bezahlen; ich schulde ihr so viel; damit war die Sache abgetan.

Solche Seelen finden sich überall, höre ich meine lieben Schwestern sagen. Ja, Gott sei Dank, sie finden sich überall, aber gleich den lieblich duftenden Veilchen nur vereinzelt, versteckt im Dornestrüpp des sie umgebenden Weltfinnes und der Sünde.

O vereinigen wir uns in innigem Flehen, daß doch das heiligste Herz Jesu die Flammen seiner glühenden Liebe senden und dieselben immer stärker werden mögen, damit das Eis des Heidentums schmelze und der himmlische Gärtner seiner heiligen Kirche eine Fülle der köstlichen Blüte finde, an denen sich sein göttliches Herz erfreuen möge.



Missionsnachrichten.

Rombo, Ost-Afrika.

Nun will ich Ihnen heute einmal unser Häuschen beschreiben. Unten haben wir drei Zimmer. Eines ist Refektor und zu-



Ausreise in das amerikanische Missionsgebiet.

Am 13. April schifften vier unserer Schwestern, Schw. Floriberta, Schw. Sigtina, Schw. Christine und Schw. Theresita, in Rotterdam ein, um in Amerika den Missionaren behilflich zu sein. Sie lenkten ihre Schritte zum Westen, während ihre sieben Mitschwwestern auf demselben Ozean nach dem Süden eilten. Das kostbarste Blut möge fruchtbar werden in allen Zonen der Erde.

gleich Betzimmer, die beiden anderen sind Fremdenzimmer; rechts und links ist dann noch ein Raum angebaut, direkt unter dem Blechdach, den einen davon haben wir uns eingerichtet für Gartengeräte, Sämereien und sonstiges Werkzeug. Den anderen haben wir als „Apotheke“ eingerichtet. Sie brauchen aber nicht zu erschrecken, unsere „Tees“ die wir mitgebracht haben, eine alte Wage, die nicht mehr geht, zwei Spritzen, die nicht mehr dicht sind, ein Schlauch, der defekt ist, und einige Flaschen mit ausgewaschener Kreide bilden so ziemlich den ganzen Inhalt. Es liegt also absolut keine Gefahr vor, daß wir jemanden vergiften. — Oben ist ein großer Speicher und da sind auch unsere Zellen eingerichtet. Wir werden aber recht bald nach unten ziehen; denn es ist nicht sehr angenehm, direkt unter dem Blechdach zu schlafen, zumal nicht beim Regen; das ist ein Spektakel sondergleichen, man gewöhnt sich ja daran, aber das Dach ist auch nicht dicht, und wir sind sonst gezwungen, mit dem Regenschirm ins Bett zu gehen. Etwas Wasser ist ja sonst ganz gut und eine kleine Dusche sind wir ja auch gewöhnt von der Tanganjika her, aber wenn es so die halbe Nacht auf die Nase tröpfelt, das könnte doch nicht gut sein, zumal wenn man das Sprichwort in Anwen-

dung bringt „Steter Tropfen höhlt den Stein, evtl. die Nase.“ Die Küche ist drüben in einem anderen Bau. Sie ist jetzt schon ziemlich sauber, weiß getüncht, die Schränke alle sauber, das Geschirr ausgekocht; die Löcher im Boden haben wir uns selbst mit Lehm dicht gepflastert; es sieht wirklich schon ganz freundlich aus. Merkwürdig, wie einfach man wird in der Mission. Und zwar ziemlich plötzlich, man ist so bald zufrieden mit etwas, wenn es nur sauber und ganz ist, selbst das, was man früher absolut nicht mehr für gebrauchsfähig hielt, findet man jetzt noch für ganz schön und gut. — Die Waschküche ist wieder in einem anderen Häuschen, oberhalb der Kinderküche. Ja das Waschen war eine schwierige Sache. Die einzige Waschbütte, die wir fanden, war zerfallen, die zwei Wännchen rinnen beide; wir haben die Löcher mit Maisblättern verstopft und das Kesselchen ohne Deckel war so schmutzig, daß man es kaum gebrauchen konnte. Die Kinder haben niemals Wäsche gekocht; natürlich sieht die Wäsche auch danach aus. Der Kessel für Schweinesfutter hatte ein großes Loch und lag auf dem Schutthaufen. Die liebe Schwester Luzina flickte ihn mit einem großen Stein, die Ritzen schmierte sie mit Lehm und Asche zu. Hernach ließ sie darin einige Bananen ordentlich anbrennen und nun ist der Kessel so fest wie jeder andere. — Aber bei aller Armut sind wir glücklich.

Sr. M. Felicitas.



Geht alle zu Joseph!

Jum wiederholten Male hat mir der heilige Joseph geholfen in verschiedenen Anliegen; einmal war beim Grasbrennen den Arbeitern das Feuer durchgegangen, so daß es menschlicherweise nicht mehr zu löschen war. Ich ging zur Kirche, rief inständig den heiligen Joseph um Hilfe an und bei meiner Rückkunft war das Feuer vollends erloschen. Ein anderes Mal war ich in Geldnot; ich wandte mich wieder zu meinem liebevollen Helfer und die Not war beseitigt. Einmal stand im Stall uns ein großer Verlust bevor. Wieder hat der heilige Joseph geholfen. Auch sonst noch in verschiedenen Vorkommnissen hat er nicht selten in ganz auffälliger Weise seine Hilfe gezeigt. Nun will ich meinem Versprechen nachkommen und es zu Ehren des heiligen Joseph veröffentlichen. Mein Vertrauen wächst immer mehr. Drum sage ich euch allen, die ihr diese Zeilen lest: „Geht zum heiligen Joseph!“ Schwester M. Urbana, Cîteaux.



Mpuma, ein Kaffernkind, erzählt seine Lebensschicksale.

Im fernen Afrika steht meine Wiege,
Zu Haus bin ich im Amakusa-Stamm;
Man sagte mir, der Kraal des Vaters liege
Im Jili-Walde dort, am Bergestamm.
Ich weiß es nicht — als Kind von wen'gen Jahren
Ward ich verkauft, wie's Landessitte war.
Ein Mann mit strupp'gem Bart und wild Gebaren,
Er handelte um mich. — Ein Ochs pro Jahr!

So wurde er mit meinem Vater einig;
Wie weinte ich und rang die Hände mein!
Die Mutter weinte mit; nur sie alleinig
Bezeigte Mitleid, weil ich noch so klein.
Sie sagte: „Mpuma, gib dich nur zufrieden!
Schau, Kind, das ist nun einmal unser Los:
Der Mann kauft sich das Weib bei uns hienieden,
Und dieses Sklaventum, wir werden es nicht los.“

Man schleppte weg mich gegen meinen Willen.
Das Lieblingsweib von dem zukünftgen Mann
Sollt mich erziehn. Sie sagte: „Deine Grillen
Ich will sie nicht; drum denke wohl daran,
Daß du durch Heulen nicht die Ruhe störest,
Die ich begehre hier in meinem Kraal!
Du bist verkauft, — und wenn du dich empörest,
Hier ist die Peitsche, — du hast selbst die Wahl.“

Ich schluchzte, doch die Angst vor diesem Weibe,
Sie gab mir Kraft, zu dulden einge Zeit:
Doch dacht ich täglich, stündlich: „Nimmer bleibe
In diesem Elend ich, in diesem Leid.“
Mein Herz, es suchte Liebe, suchte Freude
Und fand sie nicht an diesem wüsten Ort.
Stets sagte eine Stimme: „Mpuma, meide
Das Böse, das du siehst, und fliehe fort.“

Auch nachts, wenn alles schlief, fand ich nicht Frieden
Und weinte still in meiner großen Not.
Wie leid war mir das Leben doch hienieden!
Wie oft dacht ich: „O wär ich lieber tot!“
Zu unserm Kraal gehörte eine Hütte,
Ein altes Mütterlein, es lag da krank.
Manch Schälchen Brei teilt ich auf ihre Bitte
Mit ihr und fühlte Glück in ihrem Dank.

Einst war ich wieder bei der lieben Alten,
Ich sah zwei weiße Frauen — o so schön,
Daß ich für gute Geister sie gehalten —
So lieb- und mitleidvoll ihr Bett umstehn.
Sie sprachen ihr von einem ewgen Reiche,
Wohin wir Menschen nach dem Tode gehn,
Und wo — ob weiß, ob schwarz die Haut — als Gleiche,
Als Brüder wir und Schwestern angesehen.

Wo es kein Leid mehr gibt und keine Schmerzen;
Kein Kummer, keine Sorge quält die Brust;
Da wohnt nur lauter Seligkeit im Herzen
Und heilige Freude, reine, ewge Lust.

Ich ging nach Haus und konnte nicht vergessen,
Was von dem fernen Glücksland sie erzählt;
Ich dacht daran beim Schlafen, Gehen, Essen,
Vergaß das Leid, das mich bisher gequält.

Ich hatte keine Ruhe mehr und dachte:
„Mehr noch erfahren muß ich von dem Reich.“
Und einstmals, als nicht scharf man mich bewachte,
Floh ich. Wohin? — O mir war alles gleich,
Wenn aus den Augen nur die böse Stätte,
Wo man das Laster üble ungescheut,
Und wo auch mich man wollt mit starker Kette
Festhalten dort für Zeit und Ewigkeit.

Ich eilte fort, — nur weiter, immer weiter
Durch Busch und Tal und durch den finstern Wald.
Daß mir zur Seit ein heiliger Begleiter.
Das wußt ich nicht; doch das erfuhr ich bald.
Nur ein Gedanke gab mir Kraft beim Flüchten:
„Ich muß dorthin, wo jene Frauen sind,
Die kamen, um die Dunkelheit zu lichten,
Zu retten meinen Geist so schwach und blind.

Wo such ich sie? O wie mein Herz sich sehnte,
Zu hören wiederum vom Himmelsaal.
Wo find ich sie? Da horch, so lieblich tönte
Ein Aueglöcklein durch das stille Tal.
Noch nie hatt ich das Glöcklein je gehört,
Sein Laut drang in die tieffste Seele ein.
Mein Herz ward still; ich lauschte wie verkläret,
Und eine Stimme sprach, da muß es sein.“

Ich ließ mich von dem Klang der Glocke führen
Und pochte bald vor ein gewaltiges Tor.
In meinem Innern sprach's: „Du kannst nicht irren!“
Und schau, wer stand beim Öffnen jetzt davor?
Sie war's, die weiße Frau, die ich gesehen
Am Bette bei dem kranken Mütterlein.
So freundlich sagte sie: „Was ist geschehen?
Mein Kind, so naß und kalt komm doch herein!“

Ich blickte sie erst ängstlich an und bange,
Doch Mutterliebe strahlte aus dem Aug.
Sie streichelte so gütig mir die Wange
Und sagte: „Komm nur, Kinder gib't's hier auch.“
Sie führte dann mich in ein großes Zimmer
Welch heilger Sang und welch ein Lichterkranz!
Ein Kripplein dort, — umstrahlt von hellem Schimmer,
Mein Auge ward geblendet von dem Glanz.

Ich dachte: „Hier nur kann das Land, das Leben,
Das ich gesucht, — o hier nur kann es sein.“
So fragt ich denn: „O Frau, sag mir doch eben;
Kommt man in dieses Reich wohl nach dem Tod hinein?
Ist dies das Land, das wir den Himmel nennet,
Wie du erzählt dem kranken Mütterlein?“
Sie sagte lächelnd: „Kind, du sollst es kennen
Und sollst bei deinem Tode auch hinein.“

Hier ist ein Bild nur von dem ewigen Leben,
 Ein Bild des Heilands, der es uns gebracht;
 Sei nur recht brav und weihe all dein Streben
 Dem Kindlein dort, das dir entgegenlacht.“
 Ich hab gefunden jetzt den Herzensfrieden,
 Bin Kind des Heilands, der mich hier geführt.
 O daß mein ganzes Leben nun hienieden
 Dem Jesulein, dem Himmelskind gehört!

Die frommen Frauen dort im fremden Süden,
 Christina haben sie mich nun getauft,
 Weil in der Christnacht sich mein Los entschieden,
 Und Christus mich dem Satan abgekauft.
 O, Dank dem Aueglöcklein, das geklungen
 Aus weiter Ferne, das mein Retter war.
 Sein süßer Ton ist an mein Ohr geklungen
 Und führte mich aus Leibs- und Seelgefahr.

O, Dank den guten Frauen, die mich lehren,
 Die mir den Weg zum Himmel zeigen an,
 Die meinerwegen Heim und Gut entbehren,
 Und die mich führen auf der Tugend heilger Bahn!
 O, Dank besonders jenen, deren Güte
 Uns schenkte diese frommen Frauen da!
 O, daß der Himmel ferner sie behüte
 Für uns Verlassene im ganzen Afrika!
 Mehr noch, ihr guten Weisen, wollet senden
 Den armen Kindern dort vom bösen Cham!
 Ich fleh zu euch mit aufgehobnen Händen,
 Ich, „Mpuma von dem Amatusa-Stamm.“

Schw. 21.



Aus dem Leben eines frommen Künstlers.

Von Schwester Engelberta.

Im Künstlerhause zu Wien, in der Galerie „berühmter Meister“ befand sich ein Porträt, ein Ölgemälde, in voller Lebensgröße, den großen und frommen Künstler Wilhelm Achtermann darstellend. Das ehrwürdige Haupt des genialen berühmten Bildhauers, mit seinem silberweißen Haar und Bart blickte so un- gemein freundlich und gewinnend dem Beschauer entgegen, daß die Mehrzahl derselben oft lange davor stehen blieben.

Liebe und Menschenfreundlichkeit schien der Grundzug seines Wesens zu sein; starke Christen- und Menschenliebe leuchtete aus den geistvollen milden Augen; heiliger Friede und stille Zufriedenheit wohnten offenbar in der mächtigen, breiten Brust dieser Hünengestalt. Wer jemals das Glück hatte, mit Achtermann selbst zu verkehren, der konnte diesen lebenswürdigen alten Herrn wohl niemals mehr vergessen und hätte ihn unter Hunderten herausgekannt.

Der Künstler selbst entwarf wohl erst in seinen letzten Lebensjahren 1883—84 ein Bild seiner äußeren Erscheinung und seines Charakters. „Ich bin groß und schlank gewachsen, kräftig



Vorbereitung zur Frohnleichnamsp procession in Ost-Afrika.

und fest wie meine westfälischen Eichen, ein echter Sohn der roten Erde, jetzt freilich im Alter korpulent geworden und etwas gebeugt. Ich hatte braune Haare und braune Augen und eine

frische Gesichtsfarbe. Ordnung und Ruhe sind die Hauptzüge meines Charakters, daher tue ich immer alles gleich von der Hand weg, das Unangenehmste stets zuerst, ohne es lang zu beschauen, liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Troß, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.

Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wessen Alters, Standes und Geschlechtes sie auch gewesen sei; ich habe die Menschen sehr lieb, das fühlt alt und jung; gehe ohne Prätension durch die Welt, suche immer nur die guten Seiten auszuspähen und überlasse die schlimmen dem, der die Menschen erschuf und es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen.“

„Bei dieser Methode,“ pflegte der edle Künstler zu sagen, „befinde ich mich wohl, glücklich und zufrieden. Ist man selber vergnügt und heiter, so wünscht man alle Menschen so zu sehen und trägt gerne das Seinige dazu bei.“

Ein anderes Mal sagte er: „Ich kenne viele Menschen, die gar nicht glücklich sind, die sich ihr Leben blutsauer machen und an all dem Unmut und der Unzufriedenheit ist nicht das Schicksal im mindesten schuld, in der Ungenügsamkeit steckt der ganze Fehler. Man genieße die kleinen Freuden und beanspruche keine großen. Ich suche keine Dornen und erfreue mich der kleinen Blume.

Blumen sind auf jedem Pfad zu finden,
Doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden!

Sind die Türen niedrig, so beuge ich meine Hünengestalt; kann ich dem Stein aus dem Wege gehen, so tue ich es. Vor der Zeit mich grämen und verzagen, obwohl ich, sollte man es glauben, gar oft am Hungertuche nagen mußte, war nie meine Sache. Auf Gott bauen und vertrauen, sein Gutes und Nichtgutes kennen, den Augenblick benützen, ist der Weg, groß und edel zu werden und der Menschheit nützlich zu sein. Wer seine Fehler nicht kennt oder nicht kennen will, wird in der Folge unausstehlich; niemand liebt ihn und wäre er das größte Genie.“ Welch gesunde, richtige Lebensanschauung liegt in diesen schlichten Worten des edlen Künstlers.

Eines Tages saß Achtermann in der Kunstakademie zu Wien, umgeben von einem Kreise guter Freunde, die fast alle der edlen Kunst huldigten, wie Maler, Dichter, Musiker, mehrere kunstliebende Offiziere und deren Frauen und Töchter, und erzählte, als man ihn darum bat, einiges aus seinem Leben.

„Meine Herren und Damen,“ begann er, „obwohl Sie mich heute als einen der berühmtesten Bildhauer ehren und feiern, so bin ich doch der Geringste unter Ihnen; denn ich bin nur der Sohn eines armen westfälischen Bauern oder sagen wir

lieber Tagelöhners und wurde von meinem Oheim aus Mitleid ins Haus genommen. Ich mußte seine Schafe hüten, und da ich dabei Zeit genug behielt, meiner Neigung zum Schnitzen nachzugehen, so machte ich mir eines Tages ein Schaf so natürlich und lebensgetreu, daß ich selber davon ganz entzückt war.— Ich zeigte mein gelungenes Erstlingswerk dem guten Onkel, der wurde mir aber sehr gram und drohte mir, er werde mir diesen Zeitvertreib mit der Wurzel austreiben und machte mich nun zum Schweinehirten.“ Der Künstler lachte. „Doch auch beim Hüten der Schweine setzte ich mein Schnitzen fort. Nun schnitzelte ich ein Schweinchen ganz allerliebft, vergaß aber dabei auf meine Pflegebefohlenen zu achten, die sich überallhin zerstreuten, so daß ich sie nur nach vieler Mühe wieder heimbrachte. Der erzürnte Onkel machte mich jetzt zum Ackerknecht, und so mußte ich den Pflug führen. Wahrhaftig, ich war nicht auf Rosen gebettet, ich mußte hart arbeiten und unter diesen groben Arbeiten meinen Geist niederhalten, der voll von hohen Bildern und Idealen war, erst am Abend, wenn andere ruhten und schliefen, da saß ich in meinem Dachstübchen und schnitzelte Blumen und Figuren, von einem unwiderstehlichen Drange zu dieser Kunst angetrieben.

Mein Onkel starb; nun war ich genötigt, bei einem fremden Bauer mich als Ackerknecht zu verdingen. Für einen geringen Lohn mußte ich wie ein Sklave arbeiten, ein paar Jahre hielt ich es aus, so hart und schwer es mir auch wurde. Endlich im Alter von 18 Jahren kehrte ich nach Münster in mein altes halbverfallenes Vaterhaus zurück, in dem ich am 15. August 1799 das Licht der Welt erblickt hatte.

Meine liebe Mutter war schon tot, mein Vater mit zwei jüngeren Geschwistern allein, und als ich ihm meine Vorliebe zum Schnitzen erklärte, meinte er, ich müsse unbedingt Schreiner werden. Jetzt konnte ich schnitzeln, soviel ich wollte, und dennoch fühlte ich, daß die einfache Schreinerei, Tische und Bänke machen, meinem Schaffensdrange nicht genügen konnte.

Ich besuchte fleißig Kirchen und Kapellen, betrachtete aufmerksam die Schnitzereien an den Kanzeln, Altären, Chorstühlen usw. und nicht zuletzt brachte ich lange Zeit vor einem Marienbilde zu, dort inbrünstig betend und bittend, sie, die hehre Gnadenmutter, möge mir den rechten Weg zeigen, mich mit der christlichen Kunst vermählen, nach der ich mich sehnte, der ich dienen wollte in reinster, heiligster Liebe nur zur Ehre Gottes und zu ihrem Lobe und Preise. Und, meine Lieben, ich betete nicht umsonst, sie, die hehre Himmelkönigin, die Schmerzensmutter, zu der ich ganz besonders vertrauensvoll gefleht hatte, sie half mir und führte mich auf wunderbare Weise zur edlen Kunst.

Einst sollte ich für den Herrn Oberpräsidenten von Vinde eine altertümliche Kommode neu aufpolieren, da begegnete mir

das Unglück, einen schön geschnittenen Engelskopf abzustofsen. Der Engelskopf war nicht mehr zu reparieren, was sollte ich tun? — Nachts, als die andern schliefen, verließ ich das Haus und wallfahrtete zwei Stunden weit zum Gnadenbild der Himmelsmutter nach Telgte.“ Achtermann sah in die Runde. „Vielleicht wird sich meinen freundlichen, vornehmen Zuhörern ein Lächeln aufdrängen wollen, aber ich geniere mich durchaus nicht, hier in dieser modernen Gesellschaft, mitten im lustigen Wien, meinen Glauben offen zu bekennen. Also ich bat die himmlische Frau ganz kindlich, mir zu helfen, einen Engelskopf zu schnitzen, so schön, wie jenen, den ich zerbrochen hatte.

Anderen Tages machte ich mich an die Arbeit und schnitzelte mit meinem Taschenmesser einen Kopf, welcher dem noch vorhandenen täuschend ähnlich sah. Als ich nun die Kommode ablieferte, hielt ich es für meine Pflicht, den ganzen Vorgang einzugestehen.

Herr von Vinde schaute mich groß an, lobte mein Talent und fragte, ob ich eine Statue schnitzen könnte. Ich dummer Bauernjunge wußte nicht, was eine Statue sei, ich hatte dieses Wort noch nie gehört,“ lächelte Achtermann. „Darauf sagte der Präsident: „Ich meine, ob Du eine menschliche Figur, so etwa wie ich bin, darstellen könntest?“

„Das glaube ich wohl fertig bringen zu können,“ entgegnete ich voll Freude.“

„Was für eine Person würdest Du Dir wählen, um sie nachzubilden,“ fragte der lebenswürdige Herr weiter? Darauf erwiderte ich: „Wenn ich freie Wahl habe, dann wähle ich mir unseren lieben Herrn am Kreuze.“ Da sah mich der Herr groß an und sagte: „Recht gut, mein Freund, aber damit wirst Du in Berlin, wohin ich die Sache schicken will, nicht besonders Glück machen. Du mußt irgend etwas Antikes dazu schnitzen und da kannst Du Dir diesen Amor, der auf einem Löwen reitet, nehmen und eine Kopie davon machen.“

Ich versprach es. Obgleich nur ein armer Bauernknecht, erkannte ich dennoch, daß dieser Auftrag über meine ganze Zukunft entscheiden würde.

Wieder pilgerte ich zum trauten Gnadenkirchlein, dankte der himmlischen Frau für ihre Hilfe und schwur ihr hoch und teuer, immer ihr treuer Diener und Verehrer zu bleiben, nur der christlichen Kunst mein Leben und Wirken zu widmen.

„Meine Freunde,“ sagte Achtermann, „ich habe diesen Schwur gehalten und nie bereut. Diese Stunde, sie war die entscheidende meines Lebens.“
(Fortsetzung folgt.)



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 2.

Sei nicht eilig im Sprechen; sage viel durch ein bescheidenes Schweigen.

Wie unsere Mamma Kombo ihre Hühner großzieht.



1. „Schwester, schau, dies liebe Küchchen schenkt man mir am heutigen Tag. Weil ich trotz der Kranken Seine noch so fleißig Wasser trag!“
2. „Was wird's werden? - daß ich's wüßte! - Ob ein Hühnchen, ob ein Hahn? Wird's ein Hühnchen, gibts mir Eier, Hühnchen ich verkaufen kann.“
3. Mamma Kombo hat viel Sorgen mit dem kleinen Hühnerkind, Drum sie sich's beim Wassertragen vorne auf der Brust festbind't.
4. „Warte nur, du kleiner Flüchtling, bin doch flüger noch als du, Bind mit einem Stäb dich feste, - so, nun lauf nur immerzu.“
5. Hühnchen brachte viele Eier und auch Küchchen noch dabei, Und die Mamma Kombo bleibet ihrer Zuchtmethode treu.

Caritasblüten

Nr. 4

1926

Herr, sende uns Arbeiterinnen in deinen Weinberg!

Wir haben leider viel zu wenig Berufe an Krankenschwestern. Darum möchte ich heute einmal so ganz leise anklopfen, ja, ganz bescheiden anfragen bei den vielen, vielen Krankenpflegerinnen, ob darunter nicht die eine oder andere sei, die ihre edle, großmütige Nächstenliebe im Missionslande an den Ärmsten der Armen ausüben möchte. Alle lade ich sie recht herzlich ein, zu kommen, um mitzuarbeiten am leiblichen Wohle der schwarzen Krausköpfe, ist dies ja das beste Mittel, auch ihre unsterblichen Seelen gewinnen zu können. Wieviel könnte ich ihnen erzählen von meinen oft so interessanten Krankenbesuchen, sei es auf flinkem Köhlein, sei es mühsam per Schusterstrappen die nahen oder auch weit entfernt liegenden Christen- oder auch noch die im dunklen Heidentum verstrickten Dörfer zu durchstreifen, hier eine nur mit alten, schmutzigen Lappen umwickelte Wunde zu reinigen und zu verbinden, dort einem Sterbenden die heilige Taufe zu spenden, die Seele zu waschen von allem Erdenstaub. Da bringen zahlreiche Mütter ihre Kleinen zur Krankenschwester, und wieder in einem Kraale, wo man sich tief bücken muß, um hineinzukommen, wartet ein in den Goldfeldern siech gewordenes Leben der Hilfe. Ein Löffel Medizin, eine Pille oder ein Pülverchen in Liebe gereicht kann die Herzen gewinnen, kann die noch in wildem Heidentum verstrickten Leben glücklich machen für eine ganze Ewigkeit. Wer ist so mutig, Leib und Leben hinzugeben, vor allem liebe Eltern und Geschwister zu verlassen für den Dienst des Allerhöchsten in der Mission? Ich lade alle recht herzlich ein, zu kommen, zu helfen, Seelen, die eine Ewigkeit besitzen, zu retten, glücklich zu machen, um selbst glücklich zu werden!

Schw. M. Hermenegildis, C. P. S.

Maria Himmelfahrt.

Von E. D.

Ein schimmernd Netz von goldnen Sonnenfunken,
Spannt über Palästinas Flur sich hin;
Die Luft erzittert leis, wie wonnetrunken,
Am Himmel hoch die weißen Schwäne ziehn.
Welt liegt und dürr das Gras auf heißer Erde,
Nicht leuchtend grün, wie es im Lenze stand,
Verschmachtet auf dem glühend heißen Herde
Sank es dahin im Wüstensonnenbrand. -
Auf stauberfüllter Straße pilgert hin
Mit langen Stäben eine Männer-schar;
Bald voller Freude treten sie hinein
Ins kleine Haus, wo Jesu Mutter wohnt,
Wo ihrer Sehnsucht Eile wird belohnt.
Doch still, sie ruht, umstrahlt von lichtem Schein.
Und leise knien sie vor dem Lager nieder,
Von dem Maria lächelnd sie begrüßt,
Die treuen Männer; dann die Augenlider
Ein Engel ihr zu sel'gem Schlummer schließt.

Im Garten von Gethsemane verborgen
Liegt eine Grabeshöhle; dort hinein
Ward sie gebettet, sorgsam, eh' der Morgen
Heraufzog, fand sie Ruh im kühlen Schrein.

Zum zweitenmal verwaist die Jünger saßen
Im Saal vereint. „Was nun?“ so fragen bang
Die Gottesboten, immer noch nicht fassen
Das Leid sie, als ein fester Tritt erklang
Und Thomas eilends eintrat; Schmerzerfüllt
Brach er in Tränen aus, daß er zu spät
Bekommen, daß er nicht mehr grüßen
Die Mutter konnt zum letztenmal, er fühlt,
Er muß sie nochmals sehen, ihr zu Füßen
Noch einmal weinend liegen und er sieht
So inniglich, daß mitleidsvoll sie führen
Ihn zu des Grabes fest verschlossenen Türen.
Die Kiegel schoben zitternd sie zurück
Und traten ein, - ach, welch ein Augenblick!
Ein süßer Duft quoll ihnen voll entgegen,
Betäubend fast, sie können sich nicht regen;
Sie blicken staunend: aus dem Sarge ranken
Sich balsamgleich die Rosen; Lillen stehn
Und neigen sich darüber hin und schwanken
Von leichtem Hauch bewegt. Das Grab ist leer -
Die Jünger knien staunend rings umher. -

Es hatten Engel jubelnd hingetragen
Maria hoch empor zu Gottes Thron; -
Wie sie die holden Augen aufgeschlagen,
Hielt sie am Herzen schon der teure Sohn
Mit Leib und Seele. Selig, glänzend, rein,
Zog jetzt als Königin Maria ein.

❖ ❖



Steinle pinxit.

BK

O clemens, o pia, o dulcis!

Mein erster Besuch einer Außenschule.

Von Schwester Didyma C. P. S.

Schon war ich mehrere Monate in Monte Casino, hatte aber noch keine Zeit und Gelegenheit, eine unserer Außenschulen, die ziemlich weit entfernt sind, zu sehen. Jetzt in den Januar-Ferientagen, wo meine fleißigen Arbeiterinnen ihr Bündel schnürten, um für drei Wochen ihre Heimat zu besuchen, rüstete ich mich für den Marsch. Mit Schwester Aquilina, die 17 Jahre schwere Missionsarbeit hinter sich hat, machte ich mich an einem Freitag morgens auf den Weg. Rev. F. Urban, ein Neupriester, erst seit zwei Monaten hier, war hoch zu Ross. Doch wie beim Wettrennen vom Hasen und der Schnecke kamen wir Fußgänger zuerst über den verhängnisvollen Fluß Nyamakaire, der voriges Jahr bald das Grab des Missionars und einer Schwester geworden wäre. — Wir waren früher fortgegangen und hatten einen viel kürzeren Weg. Außerdem wollte Rubi, das Pferd, absolut nicht durch den Fluß. Freilich, es war auch nicht so leicht, schon im Mackete-Fluß hatte ich mehrere unfreiwillige Kniebeugungen gemacht. Die Steine waren so glatt und jetzt erst spürte ich, daß zum Reiten doch ein guter Stock gehört. Im Nyamakaire hatte die Natur eine herrliche Brücke gebaut von großen, flachen Felsen; doch Rubi, der im großen Kusaweflusse mehrmals arg auf die Felsen gefallen war, hatte solch einen Respekt, daß alles Kusen ihn nicht ins Wasser bringen konnte, auch der Stock half nicht, und wäre Rev. Fr. Urban kein so guter Reiter gewesen, so wäre er wohl mehr als einmal gestürzt. Nach bald einstündigem Aufenthalt kamen Ross und Reiter doch glücklich hinüber, und nun ging es flott auf St. Ludger los.

Gegen 5 Uhr sahen wir den großen Gwehira-Kraal vor unsern Augen, von wo aus die Schule nur fünf Minuten entfernt liegt. Schwester Aquilina meinte schon, die drahtlose Telegraphie werde bald einsetzen, denn die weißen Schleier verraten uns schnell. Aber zum großen Erstaunen war niemand zu sehen. Gut bekannt mit den Sitten, sagte sie sofort: „Da muß was Besonderes los sein.“ So war es auch. Ein alter Großvater hatte das Zeitliche gesegnet. Er war vor längerer Zeit in der Krankheit getauft worden.

Ein Sterbefall ist ein großes Ereignis bei den Eingeborenen, und alles, groß und klein, muß hingehen „chema“ machen, d. h. weinen oder besser gesagt heulen. Jeder neue Ankömmling beginnt mit einem langgezogenen mhymhymhym; ist dies erledigt, so setzt er sich gemütlich hin und schwächt. Die Christen hingegen beteten.

Nun war eine große Streitfrage: Joseph sollte als Christ auf dem Friedhof der Schulen begraben werden, wo schon über ein Duzend Neuchristen friedlich unter dem Schatten der hohen

Bäume ruhen. — Doch dem widersehten sich die Heiden mit aller Energie. Sie wollten Joseph in den Bergen begraben, was der Vater, so wird nämlich der Missionar von allen angerebet, nie erlauben konnte. Darum gab Schwester Aquilina dem christlichen Sohne des Unterchiefs den Auftrag, den Leuten zu sagen: „Der Vater will, daß Joseph bei der Schule begraben werde, verweigert ihr es, so werden die Schwestern kommen und euch zwingen.“

Schon frühmorgens klopft es an der Tür. Auf die Frage: „Wer ist da?“ hieß es: „Ich bin zurück von den Verwandten des Joseph, die Heiden bestehen auf ihrem Willen.“ — Uns war viel daran gelegen, daß die Leute einmal eine christliche Beerdigung sahen, da gewöhnlich der Lehrer mit den Christen dieselbe vornehmen muß und der Missionar nachträglich das Grab einsegnet. Wir gingen also zum Hauptchief Nemkunu. Schwester Aquilina drückte ihr Mitleid aus, daß einer seiner Untertanen gestorben sei. Nach den üblichen Redeweisen bedeutete sie ihm, daß Joseph ein Christ sei und somit ein Kind des Vaters, der uns sendet, damit Joseph von ihm beerdigt werde. Die Augen traten dem alten grauen Chief bald aus den Höhlen, und es war einfach staunenerregend, wie der alte Mann bettelte und Schwester Aquilina nach Eingeborener Weise Vater und Mambo d. h. Herr nannte. Kommt nämlich jemand im Namen eines Höheren, so wird er mit dessen Namen benannt. — An der gegenüber liegenden Hütte sah ich, wie ein Ochs in Stücke zerlegt wurde und alle hingingen, ihren Teil in Empfang zu nehmen. Desgleichen wurde Getreide ausgeteilt und viele Heiden rochen stark nach Bier, das auch schon zur Leichenfeier bereitet war.

Inzwischen gingen die Verhandlungen weiter. Schwester Aquilina ließ die Leute vom Berge zurückrufen, welche das Grab machten. Doch Nemkunu ließ nicht nach zu bitten: „Vater, alle Kinder werden bei dir begraben, nur diesen Geist mußt du uns lassen, wir werden keinen Regen mehr bekommen, hab Erbarmen mit uns: Schau, ich, Nemkunu, habe um die Schule gebeten, ich liebe den Vater, laß' uns unsern Mudzimu.“ Schwester Aquilina hörte alles schweigend an, ohne nachzugeben. Da kommt der zweite Chief dazu und hilft bitten: „Vater, schau doch auf Nemkunu, er weint, schreib einen Brief an den Vater, daß er uns erlaubt, den Mudzimu hier zu begraben.“ Schwester Aquilina bat um ein Stück Papier; freudig brachte man einen Bogen, hoffend, daß sie ihnen willfahren würde, während sie jedoch nur Rev. Fr. Urban mitteilte, daß, wenn die Christen nicht länger warten wollten, er nur die heilige Messe lesen möchte. Als die Schwester sah, daß Güte nichts erreiche, sagte sie ernst: „Gib mir Leute, eine Tragbahre zu machen, sonst hole ich die Leiche selbst.“ Nun gab er zu, daß Burschen eine solche machen; Männer jedoch dürften nicht helfen.

Zum Glück waren noch einige Burschen von der Schule da

in Holidays und so war dem Abel bald abgeholfen. Die Heiden bespannten zwei Schlepplschlitten mit Ochsen, um große Steine zu holen und die Leiche einzumauern. Nemkuyu hatte auch gütigst erlaubt, daß einige Burschen das Grab machen durften, obwohl er ein um das andere Mal beteuerte, er wolle nicht gefauft werden, da man ihn dann auch auf flachen Boden begraben werde, und er wolle doch nur in einem Berge ruhen. Dann fragten die Heiden, ob sie auf dem Grabe ihr Fleisch und Bier verzehren dürften; es wurde rundweg abgeschlagen, da die Erlaubnis ihnen Gelegenheit gegeben hätte, den Geistern zu opfern, da dies ja auch der einzige Zweck war, weshalb sie den Toten in die Berge begraben wollten. Aus Nachsicht hatte sie ihnen zu singen erlaubt. Als nun alles zum Zuge fertig war, holte man die großen Trommeln; „Keinen Schlag, ihr habt ja nur zum Singen Erlaubnis!“ Die Leiche auf der Bahre, hoch auf den Schultern, als Anführer eine Verwandte mit einem langen Stock, teuflische Sprünge machend, und dann folgten schreiende Weiber. Statt den Weg zum Friedhof zu nehmen, wollten sie einen Umzug im Kraal halten; doch die gestrenge Miene von Schwester Aquilina zeigte ihnen bald, daß die Erlaubnis zu Ende ist und trotz allem Auffordern seitens der Männer ließen sich die Weiber nicht mehr herbei, zu heulen, da sie von den Schülern eingeschüchtert wurden.

Nun ging es im Eilmarsch zum Friedhof; die Sonne brannte glühend heiß und wir kamen noch gerade zur Zeit zur heiligen Messe. Die Heiden warteten auf dem Friedhof, während die Christen die heilige Messe für den Verstorbenen aufopfereten und die heilige Kommunion empfangen. Nach beendigter Dankagung gingen alle, Rev. Fr. Urban voran, zum Friedhof und beteten den Rosenkranz. Nachdem die Leiche und das Grab eingesegnet waren, stieg Chief Gwanira selber ins Grab, die Leiche hinein zu betten und zu vermauern. Nemkuyu, der Hauptchief, konnte vor Gram nicht mitgehen. Nachdem die ersten Steine gelegt, beteten wir noch drei Ave für die Seelenruhe des Verstorbenen und gingen zurück zur Schule.

Nun ruht Joseph still und friedlich in seinem Felsengrab, und seine christliche Enkelin wird wohl öfters an dem einsamen Hügel knien und einen Strauß Feldblumen auf denselben niederlegen. Alle Christen waren sehr dankbar, daß der Missionar und die Schwestern anwesend waren, da sie nicht imstande gewesen wären, die Leiche herauszubekommen. Die Heiden drohten noch, daß die Geister im Zorne gegen uns entbrennen würden, und Schwester Aquilina wenigstens nicht lange mehr lebe.

Ja, es wird noch viel Gebet und Opfer kosten, bis die heidnischen Sitten schwinden, und wehe, wenn die Angehörigen des Verstorbenen in nächster Zeit irgendein Unglück oder eine Krankheit haben, dann schreien die Heiden, es komme vom Zorne des Geistes, dem nicht geopfert wurde und der nicht besänftigt werden kann, da man an seinem Grabe nicht mehr opfern darf.

Die Sonne stand schon hoch am Mittag, als wir unser Frühstück nahmen. Wir besuchten nun die Schule in den nahen Kraals und nur zu schnell kam die Zeit, für unser Abendbrot zu sorgen. Der Himmel machte wieder ein sehr trübes Gesicht und wie am Abend zuvor schien er wieder über das menschliche Elend weinen zu wollen. Die arme Schule, welche sehnlich auf ein neues Dach wartet, war so durchregnet, daß wir kaum einen trockenen Platz hatten. Gegen unsere Absicht mußten wir in den Hütten von einigen Christen logieren, wo wir ziemlich eingeweicht ankamen. Doch ein gutes Feuer trocknete die Kleider bald. Auch am folgenden Tag wurden wir vom Tau des Himmels reich gesegnet, bis wir Sonntag abend durchnäßt Monte Casino erreichten. Alles für die unsterblichen Seelen.



Schw. Caspara Schw. Rita
 Schw. Arnolda Schw. Evergista Schw. Veridiana Schw. Agnesia Schw. Siena

Ausreise in die Mission.

Am 8. Juli schifften sich wieder sieben unserer Schwestern auf dem deutschen Dampfer „Ufambara“, welcher im Hafen von Antwerpen Halt machte, ein. Schwester Caspara, Schwester Veridiana, Schwester Evergista, Schwester Siena und Schwester Agnesia sind für die Mission am Kilimandscharo bestimmt und werden, so Gott will, am 8. August in Tanga landen, dann landeinwärts reisen, um sich unseren Schwestern in Kilema und Kiboscho, der wieder aufgenommenen Missionstätigkeit anzuschließen.

Schwester Rita und Schwester Arnolda lenken ihre Schritte nach Morogoro, im apostolischen Vikariat Bagamoyo. Sie bereiten sich vor, die Arbeiten eines projektierten Lazarettes in diesem Missionsgebiet zu übernehmen. Sie landen am 10. August in Daresalam.

Möge Gott die jungen Missionarinnen segnen, schützen und begleiten!

Auf zur Affenjagd!

Monte-Casino, Rhodessia.

Wie das unsere schwarzen Jungens elektrifizierte! Aber, ich glaube, auch mancher junge Leser würde mit-tun und schon etwas darum geben, nur diese sogenannte „Affenburg“ zu sehen, welche sich auf einem Berge, zehn Minuten von der Missionsstation entfernt, erhebt, während der Aufstieg zu derselben schon längere Zeit in Anspruch nimmt. Mächtige, riesenhafte Felsen ragen in die Lüfte, immer wieder Platz lassend für ihre In-sassen, welche mit Blitzesschnelle von einem Schlupfwinkel in den anderen springen. Da zur Zeit der Mais halb reif ist, treiben diese diebischen Gesellen ihr freches Handwerk beinahe täglich, und der arme Junge, der über das Feld wachen sollte, weiß keinen Rat mehr. Hoch oben auf ihrem Felsenthron sitzend, können sie den Hüter mit ihren scharfen Blicken beobachten, geht er zur Linken, gehen sie zur Rechten oder umgekehrt und, obgleich der arme Wächter öfters kein Essen bekommt, haben diese Spitzbuben einen guten Schmaus.

Nun ist das Maß voll! „Warum sollen wir den Affen ihr Handwerk nicht legen!“ schrie die heißblütige Jugend. „Wir mußten pflanzen, pflügen und jäten, und jetzt wollen die Affen sich über uns lustig machen, daß wir für sie gearbeitet haben. Sobald sie wieder in ihrer Burg schlafen, gehen wir in aller Früh' hinaus, den Berg einzuschließen und dann: wehe ihnen.“ Auch die Brüder waren sehr bereit, ihnen mit den Gewehren zu helfen und mit ihnen vor Tagesanbruch zur Jagd aufzubrechen. Wer hätte gefehlt, noch nicht mal die kleinen käshohen Bürschchen, die doch sonst alles lieber hören, als die Glocke zum Aufstehen.

Nach dem Morgengottesdienst, der früher als sonst stattfand, ging es nüchtern hinaus in frischer Morgenluft. Zum Überfluß hatte es nachts noch ziemlich geregnet und das Gras war schwer von Wasser, der Boden schlüpfrig wie Eis. Vorsichtig, lautlos ging es zur Affenburg, um ja keinen Verdacht zu erregen. Wie sie ungefähr erreicht war, sahen wir schon die vierbeinige Nachtwache auf ihrem Posten, sogar eine dreifache. Schnell hüpfte sie in die große Höhle, die Neuigkeit zu melden, welche absolut nicht günstig aufgenommen wurde, was das laute Brüllen und Bellen anzeigte. Nur zu gerne hätte die ganze Räuberbande jetzt Reißaus genommen, doch bald ertönte von seiten der Schüler das Signal — „Feuer“ —, ein Zeichen, daß der Berg umzingelt war, und rings um den Berg hallte es wie ein brausendes Kriegsgeschrei. Die armen Affen zogen die Schwänze ein, denn, wo sie sich auch nur sehen ließen, wurde gelärmt und geschrien. Ab und zu krachte ein

Schuß, ein vielfaches Echo erweckend, doch wegen der vielen Höhlen und Kliffen gingen die meisten Schüsse fehl. Es ist staunenerregend, welche Sprünge diese großen, plumpen Affen machen können auf hohe Bäume oder Felsen. Fünfzig Meter Höhe ist ihnen ein Spiel, hoch sausen sie einem über den Kopf mit ihren langen Beinen oder besser Armen, die Äste der Bäume umfassend.

Durch das viele Lärmen erschreckt, ließ sich für einige Minuten kein Affe mehr sehen, und so trat von seiten der Schützen und Burschen Ruhestand ein. Vorsichtig durch die Felsenspalten schauend, ob die Luft rein sei, wagten sie sich doch wieder ans Tageslicht, wo sie von neuem mit einer guten Ladung empfangen wurden. Um ihnen noch größere Furcht um ihre Burg einzulösen, war ein mächtiger Fels gebohrt worden, der nun gesprengt werden sollte; freilich war die Sache etwas gefährlich, da der Fels sehr hoch war, dazu das untere Gestein sehr schlüpfrig vom Regen. Doch der Bruder nahm eine lange Zündschnur, welche ihm Zeit lassen sollte, in Sicherheit zu kommen. Selbstverständlich waren die übrigen Jäger hinter großen Felsen in Sicherheit. Es wurde angezündet, eine Minute verging, auch eine zweite; aber es krachte kein Schuß. Die Zündschnur hatte wegen Feuchtigkeit versagt. Schnell wurde ein Läufer nach Hause geschickt, eine neue Zündschnur zu holen. In kaum einer halben Stunde war zum zweitenmal gezündet und alles war wieder in Sicherheit, als der Schuß mit einem fürchterlichen Getöse weithin über die Berge knallte.

O diese frechen, geschwänzten Spitzbuben! Das hatte gezogen, nach dem Krach kam einer herausgetaumelt; vielleicht hatte er Schwindel oder Ohrensausen bekommen, doch die frische Luft machte ihn bald wieder lebendig. Aus dem Versteck wagte sich sonst keiner mehr, und da sich bei den Burschen auch der Hunger meldete, zogen sie es vor, heimzugehen. Als alles in den Bergen still wurde, zog auch die Räuberbande ab und wird sich wohl ein paar Wochen fernhalten, bis sie den Schrecken vergessen hat. Oft werden, wenn der Berg ein günstiger ist, dreißig bis siebzig Affen erschossen. Ich erinnere mich, wie vor zwei Jahren in einer Stunde 36 ihr Leben lassen mußten.

Würde nicht mit aller Energie gegen diese Tiere vorgegangen, so wäre es nutzlose Arbeit, Felder zu bebauen. Diese großen Affen, wie sie hier sind, können ein Feld in einem Tag zugrunde richten. Oft sind Rudel von fünfzig bis hundert zusammen. Kommen sie in ein Feld, so wird rechts und links gestohlen, die besten Kolben nach Herzenslust gefressen, und ganze Arme voll heimgetragen, während sie dann auf zwei Beinen laufen.

Kommt der Herbst, wo die Ernte fertig ist und keine Wächter mehr ausgestellt sind, so kommen sie bis zur nächsten Nähe der

Station, oft kaum hundert Meter von den Häusern entfernt, überall suchend, ob noch was übrig geblieben. Gibt es im Winter nichts zu stehlen, so wühlen sie die Steine um und suchen noch Würmer und Käfer. Obschon sie dann oft Hunger leiden, sind sie so klug, daß sie keinen vergifteten Mais oder Kürbis anrühren. Schon öfters haben die Brüder versucht, die Affen zu vergiften, aber ohne Erfolg.



Kapelle in Einsiedeln, Natal, Südafrika.

Allerlei aus der Mission.

Einsiedeln.

Unser Kirchlein hier in Einsiedeln ist nun viel zu klein, um die zahlreichen Besucher am Sonntag aufnehmen zu können. Wir sind hier nur zu drei Schwestern; trotzdem finden wir oft keinen Platz mehr und müssen uns nur noch ein Eckchen suchen. Es tut einem in der Seele wohl, wenn man auch Heiden beim Gottesdienst sieht, die einem zwar auch mit ihren oft sehr krüppelhaften Kniebeugungen und mit dem oft ganz gelungenen Händefalten ein Lächeln entlocken. Was mögen diese wohl dem Großen der Großen, wie sie den lieben Gott nennen, sagen? Vorigen Sonntag hatten wir hier Taufe; 26 Erwachsene und 6 Kinder wurden zu Streitern Christi erkoren. Von $\frac{1}{2}$ 10 Uhr bis Mittag 2 Uhr war unser 70jähriger, greiser Priester beschäftigt, die

Taufzeremonien vorzunehmen. Gegen 3 Uhr wurden die Kinder gekauft, die dabei alle aus Leibeskräften schrien. Pfingstsonntag war dann Erstkommunion, die in feierlichster Weise begangen wurde.

Vor einiger Zeit begegnete mir ein Mädchen, das etwas unter seiner Schürze verbarg. „Was hast du da?“ fragte ich. Schüchtern zog es das Bild des hl. Petrus hervor, der die Himmelschlüssel in der Hand hielt. „Ich habe mir das Bild gekauft, weil ich den Mann, der heilig ist, so sehr liebe!“ sagte das Mädchen. „Und warum liebst du ihn?“ „Weil er eben, wenn man stirbt, den Himmel aufschließt.“ Da gab ich zur Antwort: „Er kann das Himmelstor aber auch fest zuschließen.“ „Nein,“ meinte die einfältige Seele, „ich habe nun all mein Geld — es waren 6 Pence — dafür gegeben, mir schließt er nun sicher auf.“

Schw. M. Hermenegildis C. P. S.

Morogoro.

Wir gewinnen unsere Schwarzen immer lieber und sind recht glücklich in ihrer Mitte. Gebe der liebe Gott, daß wir noch recht viele Schwestern dazu bekommen, denn nach allen Seiten fragt man darum. Gestern waren wir mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof in Matombo, wo mit dem Bau eines Schwesternhauses begonnen werden soll. Es fuhr ein Lastauto dorthin, und so konnten wir in einem Tag auch wieder retour. Wir brauchten für eine Fahrt 4 Stunden; also es liegt ziemlich weit, die Leute dort, zumal die Kinder, hatten noch nie im Leben eine Schwester gesehen. Als wir das letzte Dorf vor der Mission passierten, liefen einige Jungens so schnell sie konnten uns vor und läuteten, bis wir ankamen, schon mit allen Glocken. Sie gingen uns einfach nicht mehr von der Seite und beständig waren wir in einer Prozession. Ein Junge von etwa 12 Jahren erbot sich sogar beim hochwürdigsten Herrn Bischof, er wolle der Mzimamizi (Bauaufseher) sein, damit die „Mamas“ bald ein Haus bekämen, um bei ihnen zu bleiben. Diese Kinder der Berge haben in ihrem Äußern noch solche urwüchsige Einfachheit und Treuherzigkeit, daß man sie gern haben muß. Neulich kam ein zirka 14-jähriger Junge von dort nach hier. Als er mich sah, meinte er, er müsse sich betragen, als wenn der Bischof kommt. Bei meiner Annäherung kniete er nieder und sagte mit gefalteten Händen sein: „Tumsifu Jesu Christu“ (Gelobt sei Jesus Christus). In Morogoro sind die Leute nicht mehr so harmlos; alles ist vom Islam verseucht und auch die Christen haben durch den Krieg viel gelitten; sie sind so leichtsinnig geworden. Andererseits muß man auch sagen, daß sie viel mehr Gefahren ausgekehrt sind, denen zu widerstehen sie nicht immer fertig bringen. Da braucht es unendlich viel Opfer, Gebet und Geduld. Auf der Mission selbst haben wir an 25 Kinder, meist

Knaben. Am 19. März wurden fünf von ihnen getauft und empfangen am gleichen Tage die erste hl. Kommunion. Sie waren sehr gut vorbereitet, hatten vorher drei Tage Exerzizien und waren somit recht glücklich und wir mit ihnen. Seither gehen sie fast täglich zur hl. Kommunion und zwei von ihnen reden sogar davon, Ordensbrüder werden zu wollen, etwas hier vollständig Fremdes. Das Volk, besonders dieser Stamm hier, steht sittlich sehr, sehr tief, so daß den meisten jedweder Begriff für ein jungfräuliches Leben abgeht. Sie meinen, so etwas könnten nur die „Mzungu“ (Europäer). Erst wenn der liebe Gott einigen aus ihrer Mitte diese Gnade gibt, werden sie es glauben und überhaupt mal daran denken. Jetzt werden die Mädchen schon als Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren vom Bräutigam angezählt. Ist die Summe voll (meist ca. 20 bis 40 Schilling, je nach ihrer Schönheit), so wird geheiratet. Es sind die Eheleute hier alles fast noch Kinder von 15 bis 18 Jahren. Zwei von unsern Knaben sind im Seminar in Tabora; man ist dort zufrieden mit ihnen, aber es ist noch viel Gebet nötig, ehe sie das hohe Ziel des Priesterstandes erreicht haben werden.

Schw. Ancilla C. P. S.

Mgeta.

Uns dreien, Schwester Gerolda, Schwester Trutperta und meiner Wenigkeit, geht es Gott sei Dank gut in Mgeta, obwohl es schon ziemlich lange regnet und die armen Eingeborenen sehr viel kränkeln. Unser kleiner vierjähriger Petri, Söhnchen eines Arbeiters, welcher schon viele Jahre treu der Mission diente, ging heim in den Himmel. Der kleine Junge kam am liebsten zu seinem Vater auf die Mission, ging dann auch manchmal in die Schule und setzte sich recht artig zu seiner Schwester Maria. Im März kam zu Hause ein kleines Brüderchen an und das liebte er so sehr, daß er keine Zeit mehr hatte, auf die Mission zu kommen; sonst kam er fast jeden Abend mit der Dorfjugend zum Nachtgebet und war der Mahner in seinem Dörfchen: „Jetzt ist es Zeit, es wird gleich läuten auf der Mission!“ Ich freute mich immer über den treuen Besucher des lieben Heilandes. Zum Weihwasserkessel reichten seine kurzen Ärmchen noch nicht und er mußte warten, bis jemand ihn bemerkte und es ihm reichte. Das kleine Brüderchen, welches er so treu behütete, starb jedoch, und vor lauter Heimweh folgte ihm der gute Petri auch nach. Seine armen Eltern, Joseph und Tekla, taten uns sehr leid; denn Petri war ihre Freude und ihr Stolz. Wir trösteten sie und sagten: „Im Himmel beten unsere Kinder für euch; dort findet ihr sie wieder beim lieben Gott.“

Nun noch etwas anderes: Die Regierung hat die meisten christlichen Akida abgesetzt und dafür die früheren Sultane, welche

im Lande regierten, bevor die Deutschen die Kolonien eroberten, wieder eingesetzt. Manche Stämme weigerten sich, dieselben anzuerkennen, weil einige das Volk hart betrogen haben; andere dagegen freuten sich, besonders die Heiden. Unser Sultan wurde einem höheren Sultan unterstellt, weil die Leute sich beklagten, daß seine Großeltern das Volk sehr betrogen hätten, indem sie sich von einem Araber einen Spiegel anschafften und dann die Leute hineinschauen ließen. Die einfältigen Leute glaubten dann auch, wenn sie im Spiegel ihre eigene Person sahen, daß es Geister der Verstorbenen seien, für welche sie dann zum Sultan Ziegen, Schafe, Hühner und Eßwaren brachten, um die Geister zu besänftigen. Einige kath. Akida erhielten von der Regierung den Posten eines Schreibers, um bei dem Einziehen der Steuer mitzuhelfen, da ja die alten Sultane nicht schreiben können.

Der Leopard treibt hier auch noch sein Unwesen. Vor kurzem nahm ein Mann seine drei Ziegen mit aufs Feld und band sie beim schönen Gras an; während er nun fleißig hakte, kam der Leopard und erwürgte sie. Auch zwei Löwen wurden in der Nähe gefangen. Aber uns Missionschwester haben diese wilden Tiere bis jetzt Gott sei Dank noch nie etwas zu leid getan. —

Schwester M. Meinrada C. P. S.



Aus dem Leben eines frommen Künstlers.

Von Schwester Engelberta.

(Fortsetzung.)

Der Oberpräsident sandte wirklich einige meiner Schnitzsachen mit einem Empfehlungsschreiben an einen berühmten Bildhauer in Berlin. Zu Fuß wanderte ich dann nach Berlin, anderthalb Taler kostete mich die ganze Reise von Münster bis in die Hauptstadt an der Spree. Der berühmte Bildhauer und seine Gehilfen waren sehr erstaunt, nur einen armen Bauernburschen vor sich zu sehen. „Was machen wir aus solch einem Menschen“, rief der Meister aus. „Ist er schon bald 30 Jahre, außer etwas Holzschnitzeln versteht er gar nichts, nicht einmal ordentlich deutsch spricht er und das will ein Bildhauer und Künstler werden?“ — Man führte mich zum Direktor. Dieser lachte, als er mich sah; doch als er meine Arbeiten betrachtete, fragte er mich: „Wo haben Sie das gelernt?“ „Ich habe es gar nicht gelernt, lieber Herr.“ „Ich meine, welche Akademie haben Sie besucht?“ Da sagte ich einfach: „Ich weest nich.“ Der ehrwürdige Künstler in seinem weißen Lockenhaar und wallenden Barte lachte jetzt selber noch

darüber, dann fuhr er fort: „Sehen Sie, meine Lieben, so hat es mit mir gegangen. Ich wurde aufgenommen und nach zwei harten Lehrjahren, wo ich oft die bitterste Not litt, machte ich in der Kunst schon große Fortschritte. Herr von Vincke hat mir eine Unterstüfung von 300 Talern für zwei Jahre ermittelt. Nach Ablauf dieser Zeit wollte man mir die Unterstüfung nicht weiter bewilligen, noch die Stunden an der Akademie mir gestatten. Ich hatte mir nämlich durch das treue Festhalten meiner katholischen Religion die Gunst gewisser, einflussreicher Herren verschert. Meinen Meißel lieb ich nie profanen, unpassenden Zwecken. Doch die göttliche Vorsehung verließ den frommen Künstler, wie man mich nannte, nicht.

Eine lebensgroße Engelsfigur, welche ich aus Holz geschnitz hatte, ward um 100 Taler für eine Kirche angelauft, und ein Kreuzifix, welches ich aus Sandstein ausführte, verschaffte mir einigen Ruf. Allmählich hatte ich mir soviel Geld zusammengespart, um meinen Lieblingswunsch auszuführen und eine Reise nach Italien machen zu können. Wer beharrlichen, ernsten und guten Willens ist, kann Großes leisten für die Interessen der katholischen Kirche, auch wenn er unter den bescheidensten und ärmlichsten Verhältnissen das Licht der Welt erblickt hat. Gott sieht nicht auf das, was in den Augen der Welt groß und mächtig ist, sondern er wählt für seine Zwecke das Schwache und Unansehnliche, um das Starke und Stolze zu beschämen.“ Bewegt hielt der Künstler inne, seine Worte hatten auf die Zuhörer, von denen einige unter ihnen von anderm Geiste waren, tiefen Eindruck gemacht. „Ich will nun schließen,“ unterbrach Achtermann. „Wer noch mehr aus meinem Leben wissen will, der lese das hübsche Werkchen ‚Ein Künstler von Gottes Gnaden‘, welches mein treuer Freund über mich geschrieben hat.“

Achtermann wies auf einen Freund, welcher ihm zur Rechten saß. „Und darin befinden sich auch die wohlgelungenen Bilder und Zeichnungen, meine Kunstwerke, wie die ‚Pieta von Münster‘ usw., mit welcher dieser mein zweiter junger Freund dieses Büchlein ausgestattet hat,“ fuhr Achtermann fort, den jungen Maler liebevoll wie einen teuren Sohn auf die Schulter klopfend. Der italienische Maler verneigte sich, ein freudiges Erröten huschte über seine männlich schönen Züge, dann ergriff er die ehrwürdige Hand des greisen Künstlers und Bildhauers und küßte sie voll Hochachtung und Liebe.

„Es ist schon spät, meine Freunde, und wir wollen nun unseren geselligen Abend beschließen,“ sagte Achtermann, seine hohe Hünengestalt erhebend, geben wir Gott die Ehre und laßt mich mit den schönen Worten meines Dichterfreundes enden:

„In wessen Herz die Kunst sich niederließ,
Der ist vom Sturm der rauhen Welt geschieden,

Dem öffnet sich, durchwallt von süßem Frieden
Im ewigen Lenz ein stilles Paradies.“

Wenn wir Achtermanns Leben weiter verfolgen, so finden wir in seinen Selbstbiographien, als auch in der seines Freundes, Pater Hertkems, „Ein westfälisches Künstlerleben“ betitelt, daß es dem großen und frommen Künstler niemals an Gottes Beistand und Marienschutz gefehlt hat.

Italien war schon lange das Ziel seiner heißen Wünsche; dort unter dem ewig lachenden Himmel blühte seine Kunst erst voll und immer schöner auf. 1839 traf Achtermann in Rom ein. Der Herzog von Aremberg in Brüssel kaufte ein Kreuzifix, welches er sehr kunstvoll gearbeitet. Papst Gregor XVI. segnete dasselbe und sprach zum Künstler: „Sie haben ein Werk geschaffen, welches nicht nur Ihnen, sondern auch ganz Deutschland zur Ehre gereicht.“

Der Bildhauer erlangte jetzt allmählich einen europäischen Ruf. Trotzdem ging es ihm mit seinen Finanzen bisweilen herzlich schlecht; denn er mußte für schweres Geld Marmorblöcke kaufen, um seine Arbeiten ausführen zu können; dies aber nötigte ihn, Schulden zu machen. Einst nun drängten die Gläubiger und wollten nicht länger auf die Rückzahlung warten. Achtermann ging zur deutschen Nationalkirche, um im Gebete Hilfe zu suchen. Als er wieder heraustrat, näherten sich ihm zwei deutsche Handwerksburschen, um die Bekanntschaft des berühmten Künstlers zu machen. Sie meinten, es möge gewiß recht schwer sein, so berühmt zu werden; habe man es aber einmal dahin gebracht, dann sei man auch gesichert und brauche sich um die Zukunft keine Sorgen zu machen. Wehmütig entgegnete Achtermann: „Als ich noch Bauernknecht war, da hatte ich doch immer einige Groschen in der Tasche; als ich Soldat war, reichte die Menage aus, und als ich Schreinergefelle war, fehlte es mir auch nie an einem Stück Geld, über das nötige hinaus. Allein jetzt, wo ich Künstler bin . . .“ Nun gestand er den Handwerksburschen seine bedrängte Lage. Diese verständigten sich durch einen Blick, und dann sprach der ältere: „Ei, Herr Achtermann, da können wir wohl Rat schaffen. Wir haben zusammen mehr als die Summe, welche Sie brauchen, in der Sparkasse. Das Geld steht Ihnen zu Diensten.“ Achtermann erkannte, daß ihm die göttliche Vorsehung die beiden gutherzigen Landsleute zugeschiekt habe und nahm dankbar das Anerbieten an.

Ein andermal war er wieder in der äußersten Not. Er schreibt selbst: „Es war eben der dritte Tag, daß ich wieder fast nichts gegessen. Ich saß trostlos in meiner offenen Werkstatt und starrte meinen Christus an; denn zum Arbeiten hatte ich keine Kraft mehr. Ich betete jetzt leise vor mich hin, als ein Reiter des Weges kam, sein Pferd anhielt und mein Krü-

zifig lange schweigend betrachtete. Zulezt stieg er ab und fragte mich, ob die Arbeit bereits bestellt sei. Ich verneinte es, und dann ritt er fort.“ Es war der Fürst Aldobrandini gewesen; er kehrte später zurück mit seiner Gemahlin, einer geborenen Herzogin von Aremberg, und der hungernde Künstler erhielt für sein Kruzifix eine ganze Tasche voll Goldrollen.

Achtermann hatte früher oft vor einem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes im Dome zu Münster gebetet. Das Bild war nicht schön; daher verfolgte den Künstler der Gedanke, ein schöneres an seine Stelle zu setzen. Er wollte eine Pietà meißeln, d. h. eine Mutter Gottes, wie sie voll Trauer den Leichnam ihres göttlichen Sohnes im Schoße hält. In Münster hörte man davon und bald wurde der Gedanke des Künstlers zum Wunsche der ganzen Vaterstadt. Auf den Wunsch des Bischofs wurde im Jahre 1844 aus freiwilligen Gaben eine bedeutende Summe zusammengebracht, die man Achtermann mit dem Auftrage zur Anfertigung der Pietà übersandte. Tief ergriffen antwortete der Bildhauer: „Tränen der Rührung und Freude rollten über meine Wangen, als ich vernahm, mit welchem Interesse sich Münsterlands Bewohner einer Sache annehmen, die, gefertigt von einem Sohn des Landes, die Verherrlichung unserer heiligen Religion zum Zwecke hat. Gott dankend sank ich auf meine Knie und ersuchte Segen für alle meine Gönner, welche mir den schönsten Tag meines Lebens zu bereiten im Begriff sind; denn der Tag, an welchem ich meine durch Gottes Hilfe und Gnade jetzt im Gipsmodell glücklich vollendete Gruppe der Pietà, in Marmor ausgeführt, einst im Dome meiner Vaterstadt, die ich nun seit vierzehn Jahren nicht gesehen, werde aufstellen können, wird der teuerste meines Lebens sein.“ — Nun ging es aber erst daran, in den Steinbrüchen von Carrara einen Marmorblock, welcher ohne Fehl wäre, aufzufinden. Das kostete viel Mühe und monatelangen Zeitaufwand und viel Geld. Dann endlich durfte Achtermann den Meißel zur Hand nehmen und arbeiten, bis das Werk vollendet war, und im Jahre 1850 verladen werden konnte. Achtermann selbst reiste nach Münster, um die Aufstellung der Pietà zu leiten. 1851 erhielt das Bild die kirchliche Weihe durch den Bischof von Münster. Der fromme Künstler aber empfing unter dem Pontifikalamte aus den Händen des hochwürdigsten Bischofs die hl. Kommunion. (Schluß folgt.)



Ein herzliches „Vergelt es Gott“ allen lieben Wohltätern und Lesern unserer Caritasblüten für die bereits eingesandten Bausteine. — Der himmlische Vater wird jedes dieser Steinchen reichlich verzinsen.

Caritasblüten

Nr. 5

1926

Der verkannte Freund.

Die Araber haben das ganz feine Sprichwort: „Bevor du einen zum Freunde machst, mußt du mit ihm drei Scheffel Salz essen.“ Das heißt, so lange muß man Menschen prüfen, zu denen man Freund sagen will. Wahre Freunde sind selten. Das Sieb, unter dem die meisten immer wieder verschwinden, heißt Unglück. Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. Ganz verzweifelt möchte da der Mensch in die Lüste starren. So viel Leid und Weh und Einsamkeit und Hilfsbedürftigkeit und so wenig Helfer und Tröster.

Still, mein Lieber, ich will dir heute doch einen Retter verraten, auf den du bauen kannst wie auf Granit und an den du glauben darfst wie an einen Gott, denn er kommt von Gott und seiner heiligsten Mutter. Von Natur ist er unscheinbar, er ist nicht reich und schön, in der Welt wenig verstanden und viel verachtet. Aber einen Namen hat er, klingend und duftend, wie lauter Musik und der helle Mai: Er heißt Rosenkranz. Du mußt ihn nur einmal richtig kennenlernen, dann wirst du ihn für dein ganzes Leben lieben. Der Rosenkranzmonat Oktober ist die rechte Zeit, diesem wundersamen kleinen Ding einmal recht tief in die prachtvolle Seele hinunterzuschauen.

Es gibt keine Färbung und keine Stimmung in unserem Herzen, wo der Rosenkranz uns nicht wie ein Echo antwortet, mit uns lacht oder weint, aber immer auch heilt. Der Mensch hat Stunden in seinem Dasein, da wird es warm und heimelig und unendlich selig und fraulich; weihnachtlich möchte ich das nennen. Ihm ist's, als säße er am heiligen Abend unter einem glihernden Baum von Glück und Lichtern. Da muß er sein Herz ausschütten, weil dieses auch an unausgesprochenem Jubel zugrunde gehen kann.

Geh zu deinem Rosenkranz! Hör, was er dir alles sagt und sagen kann von den heiligen, seligen Dingen des Advents und der stillen heiligen Nacht: ... den du, o Jungfrau, vom Heiligen Geist empfangen hast ... den du geboren hast ... und im Tempel aufgeopfert und wiedergefunden hast ...!

Oder gar, wenn es im Menschen anfängt, vor Jubel und Freude einmal zu läuten, wie die große Glocke im alten Dom. Das erlebt manchmal der Mensch, wenn er liebe Menschen

widersieht, wenn er im Geschäft und Beruf einen guten Griff macht, wenn eine Mutter ihrem kleinen Kind zum erstenmal ins Auge schaut, wenn ein Priester zum Altare Gottes tritt und im Beichtstuhl Büsser glücklich macht, wenn eine Missionschwester eine Seele rettet... wieder brauchen wir da einen, der mit uns die Freude trägt und teilt, dem wir uns mitteilen dürfen. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch, auch der lachende Mensch, allein sei. Horch, horch, hörst du den Rosenkranz, wie er zu deinem Ledeum mitsingt, laut und verstehend und harmonisch,



Rosenkranzkönigin.

wie eine Orgel mit tausend brausenden Registern: ... der von den Toten auferstanden ... in den Himmel aufgefahren ist und den Heiligen Geist in flammenden Gluten sandte ... und dich, o Jungfrau, im Himmel krönte.

Das Häufigste auf der Welt, das sind nicht die Oster- und Himmelfahrtstage, sondern manches Leben gleicht einer einzigen Karwoche mit lauter Karfreitagen. Warum sterben so viele Menschen an gebrochenem Herzen? Warum tragen so viele im Gesicht so schmerzliche Züge durchs Leben? Weil sie niemand wissen, dem sie ihren Jammer sagen können und sollen. Weil

sie sehr gut wissen, daß, wenn man mit andern über sein Elend redet, 75% von diesen andern sich im Stillen freuen und die übrigen 25% vielleicht wirklich etwas Anteil nehmen, aber nicht helfen können. Und doch hat der englische Dichter Shakespeare so ganz recht mit seiner ergreifenden Weisheit:

„Freund, drück' den Hut nicht so in dein Gesicht!
Gib Worte deinem Schmerz!
Gram, der nicht spricht,
Drückt auf das arme Herz, bis daß es bricht.“

Das ist die Stunde, wo der heilige Freund, der Rosenkranz, seine strahlendsten Triumphe des Verstehens, Erbarmens, Einderns und Gesundens feiert. Wie ein Maler stellt er sich vor uns und malt die erschütterndsten Passionsbilder uns vor Aug und Seele, „Der für uns Blut geschwitzt hat!“ Ein Arzt hat sich einmal hingeseht und das Leiden Christi vom rein medizinischen Standpunkt aus betrachtet. Bei der Ölbergszene zitterte ihm vor Erschauern die Feder, wie er aufs Papier schrieb, daß das Blutschwitzen daher komme, daß das Herz vor Angst und Verzweiflung derart schlage und arbeite, daß das Blut in seiner Panik den Weg durch die Adern nicht mehr finde. Es werde durch die Poren des Gesichtes gepreßt. Nur, fügt er bei, komme es bei den Menschen selten so weit, weil zuvor das Herz bricht. . . . Nun schau die fünf Passionsbilder an, die der Rosenkranz mit blutigem Griffel zeichnet! . . . Wenn die Marter der Reue dein Herz foltert, wenn dein Gemüt schwarz und schwer wird wie sternlose Nacht, wenn die Angst deine Nerven quält, wenn die Sorge um die Deinen in der Nähe oder in der Fremde dich gefangen hält und der Schlaf vor deinem Lager flieht, knie hin auf den Boden bei Tag, setz dich in deinem Bette auf bei Nacht und bete und schaue: Der für uns Blut geschwitzt hat. Wenn Krankheit und der körperliche Schmerz gebrochener Knochen, verwundeten Fleisches und entzündeter Organe an der Lebenskraft und der Lebensfreude zehrt, . . . der für uns geißelt und mit Dornen ist gekrönt worden. Wenn die große Not der Zeit, der deutsche Hunger und die internationale Friedlosigkeit, wenn der Tod an der Bahre deiner Liebsten, der Gram über entartete Kinder, Unrecht, gebrochene Existenz, eine Naturkatastrophe, wie entfesseltes Wasser oder Feuer, deinen Lebenshimmel wie ein Wetter trübt und umnachtet, . . . Der für uns das schwere Kreuz getragen hat! Sieh, wie er daherwankt mit Augen, welche die helle Not aufsperrt, den Leib zerrissen, die zwei Zentner der Kreuzesbalken auf den fleischlosen Schulterknochen, die Lippen verbrannt vom Wundfieber und durstendem Brand! Warum? Ist das ein Verbrecher, der zu sühnen hat? Nein, nein, nein! Er ist der Heiligste! Aber er will für dich tragen und sühnen! Schau nur,

wie er dich ansieht. Und ein Beispiel will er dir geben! Still! Horch! Er röchelt etwas aus seiner Todesmattigkeit: Wer mein Jünger sein will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach!

Und wenn dein Auge im Tode bricht, verläßt dich der Rosenkranz, dein Freund, noch nicht. Er führt dich in die Hochschule des Sterbens, auf Kalvaria: Der für uns gekreuzigt worden ist.

Wenn es wahr ist, daß die Freundschaft um so größer ist und um so reicher macht, je weiter sie mit uns ins Land des Schmerzes geht, dann ist der Rosenkranz, dieser Begleiter durch Nacht und Tränen und Tod, der beste Freund. Nimm ihn. Laß ihn nicht mehr aus der Hand, im Wachen nicht und im Schlafen nicht, nicht im Leben, nicht im Sterben! Er wird zur Kette im Schiffbruch des Leibes, im Tode, an der sich die Seele aus den Strudeln der Erde und Agonie in die ewige seligste Ruhe und Geborgenheit rettet.

Dr. M. Mayer.



Tinka und sein tragisches Ende.

Sein treuer, buchstäblich unzertrennlicher Gefährte unserer Kinder war er, der „Tinka“, ein mittelgroßer Pudelhund, weißhaarig, nur Kopf und Schwanz dunkel, mit treuen, blauen Augen. Er schien nicht leben zu können, außer in nächster Nähe mit seinen schwarzen Schülzlingen, und immer, besonders wenn's recht lebhaft und lustig herging, war der „Tinka“ da, um den Reiz des einträchtigen Zusammenseins und den Spaß zu erhöhen. — Wenn ich morgens früh die Tür des Mädchenschlaffsaals öffnete, wer sprang mir entgegen? der Tinka. Noch häufiger fand ich ihn, so lang wie er war, neben den Kindern hingestreckt, mit ihnen um die Wette schlafend und schnarchend. Aber wie war er denn hereingekommen? Er sollte doch den Schwesternkonvent bewachen. Eines Abends, etwa gegen 11 Uhr, wurde ich auf unliebsame Weise aufgeklärt. Wiederholte heftige Stöße schreckten mich aus dem ersten Schlummer auf — ich horche erschreckt auf, jetzt ein gewaltiger Sprung wohl bis in die Mitte des Schlafraumes. Ich erwarte, daß die Kinder „Mord und Brand“ schreien; doch nur ein halblautes „Tinka“ zeigt mir an, wer der Störenfried ist, und daß ihn die Kinder gar nicht als solchen betrachten. Die beiden hölzernen Flügel der Tür, die nur angelehnt waren, hatten auf das ungestüme Anstürmen hin nachgegeben. Nachher auf dem Kirchweg geht der Tinka mit in der Reihe hinterher, als wenn er dazu ge-

hört; doch ging er nie mit hinein, instinktiv nicht, wir brauchten ihm nie zu wehren. Nach der Christenlehre, die jeden Morgen nach der heiligen Messe stattfindet, ist es wieder der Tinka, der die Kinder draußen erwartet und mit ihnen zum Frühstück geht. Natürlich bekommt er seinen Teil mit. Begierig schnappt er die Brocken trockenen Maisbreies auf, die beim Austeilen auf den Boden fallen. Das schmeckt ihm besser, als die Milch und sogar die Knochen, die ihm die liebe Schwester Dagoberta in der Küche vorseht, die er nicht selten verschmähte. In der Schule stolperte ich oft über ihn, wenn ich von Bank zu Bank ging, um die Aufgaben nachzusehen. Irgendwo hatte er dazwischen gegessen und sich nicht gemückt, die ganze Schulzeit nicht. Er gehörte halt zu den Deutchen und mußte machen wie sie. Waren sie draußen beim Spiel, wobei es recht lustig und wild herging, so waren sie nicht selten genötigt, den Tinka einzufangen und einzusperrn, so närrisch und toll sprang er zwischen ihnen herum und an ihnen herauf, daß es ihnen unmöglich war, ihr Spiel fortzusetzen. Aber bei solchen Gelegenheiten sah man erst recht, wie anhänglich er an die Kinder war. Nur die Kühnsten getrauten sich, ihn einzufangen und fortzuführen, da er wie rasend um sich biß und gewöhnlich mit einem einzigen Ruck sich los machte und das Weite gewann.

— Am Samstag nachmittag, wenn's zum Teich ging zum Baden, war natürlich der Tinka wieder der erste. Während sich die Mädchen umkleideten, stürzte er sich mit gewaltigem Sprung hinein und machte einen kühnen Anlauf im Schwimmen, als wollte er sagen: Sputet euch und macht's mir nach, was diese gewandten Naturkinder dann auch mit lautem Fauchzen taten. Ich staunte, als ich sie zum ersten Male dabei beobachtete, und verglich sie unwillkürlich mit unseren verzärtelten Kindern daheim, deren ich so viele im Kinderheim sah. Tatsächlich schwammen sie mit dem Hund um die Wette und standen ihm darin weder an Schnelligkeit noch an Geschmeidigkeit nach. Regelrechte Wettspiele, wo die eine Partie die andere zu verfolgen und einzufangen hatte, wurden gemacht, alles unter Wechselgefängen, die Mark und Bein durchdringen. Meisterhaft verstehen sie auf dem Rücken liegend zu schwimmen. Aber was mich mehr als alles überraschte, war dies: Ich hatte mich ans Ufer gesetzt und etwas gelesen. Plötzlich schaue ich erstaunt auf. Wie aus einem Mund hatten die Kinder mir auf englisch zugerufen: "Good bye, sister", Auf Wiedersehen, Schwester! Ich schau hin und sehe niemand. Die Schelme waren untergetaucht und kamen nach einer Weile wie auf Kommando wieder lachend zum Vorschein. Das taten sie mit Vorliebe. Ich bedauere immer die Armen, die gar keine eigenen Kleider haben, nicht wechseln, und darum den Spaß nicht mitmachen können. Nicht selten springen sie mit den Khatikleidern hinein und lassen sie

nachher auf dem Leibe trocken. Bis jetzt ist noch keine davon krank geworden. Doch jetzt zurück zum Tinka. Neben seinen lebenswürdigen Eigenschaften hatte er doch eine schlimme, seine Liebe zum Jagen, und die ist ihm zum Verhängnis geworden. Schon bei einem unserer ersten Spaziergänge in die Negerdörfer hatte er zwei junge Ziegen totgebissen, und in jüngster Zeit wurde sein Blutdurst schier unersättlich, so daß fast kein Tierlein, das schwächer und kleiner war als er selbst, vor ihm sicher war. So hat er in kurzer Zeit, ich weiß nicht, wie vielen jungen Enten, die der lieben Schwester D. alle Herzen aus dem Salat pückten, den Garaus gemacht. Da alles Schlagen und Einsperren nicht helfen wollte, wurde er schließlich vom Bruder erschossen. Den Kindern ging sein tragisches Ende sehr zu Herzen und eine fragte, wo der Tinka denn hingegangen wäre, ob er nicht auch in den Himmel gegangen sei. —

Driefontein.

Schw. M. Vera.



Die Frauen in Afrika.

Gewiß haben die lieben Leser schon viel von den Eingeborenen Afrikas gehört, aber über „die Mutter im Kraal“ vernimmt man recht wenig. Warum ist so eine Negermutter so unbekannt? Diese Frage ist bald gelöst, wenn die lieben Leser bedenken, daß dieselbe, ehe sie sich verhehlicht, von ihrem zukünftigen Mann sozusagen gekauft wird, was man in der Bantusprache „ukulobula“ nennt. Einigen von diesen Frauen geht es den Verhältnissen nach ziemlich gut, andere dagegen werden, besonders bei den Heiden, manchmal auch noch bei Christen, wie eine gekaufte Sache behandelt.

Viele von den jungen Leuten haben nach der Hochzeit gerade so viel, daß sie sagen können: „Wir haben nichts, worauf wir unser Haupt legen können.“ Der junge Mann hat seine ganzen Ersparnisse den Eltern seiner jungen Frau zu geben, sonst bekommt er sie nicht, und somit sind dann die jungen Eheleute so arm, daß sie sich meistens kein eigenes Heim gründen können. Der Mann geht dann gewöhnlich zur Arbeit und ist die ganze Woche weg; die arme Frau dagegen sitzt im Kraal eines Verwandten oder Bekannten, und es vergehen manchmal nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, bis die Frau ihre eigene Heimat bekommt. Was tut die Frau jetzt? Was wird aus ihren wenigen Kenntnissen für die Haushaltung? Nur zu sehr bewahrheitet sich auch an ihr das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Sie macht Besuche in anderen Kraals, vertut ihre Zeit mit Schwätzen und, was noch schlimmer ist, fängt an Kaffernbier „utshwala“ zu

trinken. So ist ihr Glück dahin. Unfriede, schlechte oder gar keine Erziehung der Kinder ist für gewöhnlich das Resultat. Das Kaffernbier ist ein Getränk, welches sich der Eingeborene selbst macht; es ist zusammengestellt aus Mais, „amabele“ und „amatombe“ (Kafferkorn). Zuerst werden der Mais und die „amatombe“ auf einem Stein gemahlen, dann wird das Ganze in einen großen Topf getan und etwas heißes Wasser darüber geschüttet, damit es gärt. Am andern Tag wird dieser Brei nochmals gemahlen, und zwar so fein, daß er wie Mehl aussieht. Jetzt wird das Ganze in kochendes Wasser gerührt, so wie man einen Brei bereitet. Nachdem es längere Zeit gekocht hat, wird es in ein



Negerfrauen.

anderes Gefäß geleert und die gemahlene „amatombe“ beigefügt. Es fängt gleich an zu gären, und je älter das Getränk wird, um so schärfer wird es auch. Dieses „utshwala“ ist das Lieblingsgetränk der meisten Eingeborenen. Viele Männer und Frauen leben nur davon und machen sich und ihre Nachkommen unglücklich.

Um diesem Uebel abzuhelpfen, hat unser hochw. H. Pater Ballweg (Missionar) für die Frauen einen Mäßigkeitsverein angefangen. Die Frauen werden angehalten, ein christliches Leben zu führen und so sich und ihre Familie glücklich zu machen.

Das Vorhergesagte soll den lieben Lesern einen kleinen Aberblick geben, welch ein großes Arbeitsfeld da offen steht und wie viele Kräfte es braucht, um bei diesem Volk die Mutter die Haus-

haltung mit ihren vielen Abzweigungen zu lehren und sie so weit zu bringen, daß sie zu Hause bleibt und ihre Pflicht als Frau und Mutter erfüllt. Schreiberin dieser Zeilen ist eine jener Glücklichen, welche mithelfen dürfen, auf diese Weise die Frauen für das Reich Christi zu gewinnen.

Ich möchte nun den lieben Lesern auch einmal ein Bild über die Frau im Kraal zeigen. Das ganze Besitztum einer Familie besteht gewöhnlich in einem oder zwei Kraals, ein paar Matten und Felle zum Schlafen, einen großen Topf zum Utshwala-Kochen, ein oder zwei kleinen Töpfen und ein paar Holzklöhen, welche während des Tages zum Sitzen, bei Nacht aber als Kopfkissen gebraucht werden. Anderes Mobilar findet man gewöhnlich draußen in den Kraals nicht. Kein Baum, kein Strauch, kein Blümchen erfreut das Menschenherz. Die Maisfelder sind ganz nahe bei der Wohnung, und das Gras wächst bald bis in die Küche.

Unsere Aufgabe ist es nun, diesen Wohnungen einen freundlicheren Anblick zu geben und die Hausfrau zu belehren, wie sie das Ganze allmählich in ein gemütliches Heim umwandeln soll. Deshalb werden Unterriichte über Ordnung und Reinlichkeit gegeben. Besonderer Nachdruck wird auf die Reinlichkeit gelegt sowohl in als auch außerhalb des Hauses, in bezug auf Wäsche und Kleidung der Kinder und des Mannes. Gewöhnlich wechseln die meisten Mütter die Kleider der Kleinen nur sehr selten. Diese werden getragen, bis sie ganz zerrissen sind, ohne sie je zu waschen oder zu flicken; die kleinen Kinder werden vom Ungeziefer manchmal fast aufgefressen; viele sterben, weil die Mütter sie nicht pflegen. Letztes Jahr wurde aus Transvaal berichtet, daß die Sterblichkeit unter den Neugeborenen ganz erschrecklich sei, was wohl zum Teil diesem Abel zugeschrieben werden muß; wenn es so weiterginge und nicht gesorgt würde, daß die Mütter in der Pflege der Kleinen besser unterrichtet würden, müßte der Volksstamm bald aussterben.

Außerdem müssen die Frauen angeleitet werden zum Kochen, Flickern, Kleidermachen, Stopfen, in der Gesundheitslehre, der ersten Hilfe bei Unglücksfällen und Krankheiten, in der Sparsamkeit usw. Es kostet den Frauen schon etwas, sich immer eine Arbeit zu suchen und nicht müßig zu sein, aber wir hoffen, daß sie sich mit der Zeit daran gewöhnen und auch die Wintermonate benutzen, um sich nützlich zu machen. Viele von ihnen sagen, sie hätten früher nie geglaubt, daß sie Tag für Tag zu Hause bleiben und arbeiten könnten, da sie fast die ganze Zeit mit Schwätzen und Trinken in anderen Kraalen zubrachten.

Wenn ich früher die Kraals besuchte, fand ich gewöhnlich die Türe verschlossen und ein paar schmutzige Kinder vor dem Hause in der Sonne liegen. Auf eine Frage nach der Mutter kam gewöhnlich die Antwort: „asiyazi“ (wir wissen es nicht). Jetzt

ist es bei vielen, die dem Verein angehören, schon anders. Wenn man sie jetzt mit einem Besuch überrascht, findet man die Frau zu Hause; überall ist schön aufgeräumt, und auch die Kinder sind reinlicher. Die Männer freuen sich über den Fortschritt ihrer Frauen und sind uns sehr dankbar.

Außerdem werden die Frauen auch angehalten, durch kleine Handarbeiten, z. B. Stricken, Flechten von Matten, Besenbinden und dgl., der Haushaltung nachzuhelfen, und manche von ihnen haben so monatlich einen Verdienst von zwanzig Mark.



Kindheit-Jesu-Verein in Südafrika.

Gin freudenreicher Tag für die Kinder der Mission war der 25. April 1926, an welchem die ersten von ihnen in den Kindheit-Jesu-Verein aufgenommen wurden. Schon lange hatten sich über 70 Kinder auf diesen Tag vorbereitet, aber immer wurde die endgültige Aufnahme aufgeschoben, weil das zum Anfang erforderliche Eintrittsgeld nicht zusammenkam. Endlich kam der ersehnte Tag. Viele aus ihnen machten sich schon früh auf den Weg zur Kirche, um ja nicht zu spät zu kommen. Nach der Predigt sollte die Aufnahme stattfinden. Alle Kinder versammelten sich in der Kirche, wo der hochw. H. Pater Missionar sie begrüßte und einlud, dem lieben Jesuskind recht viel Freude zu bereiten durch die Nachahmung seines Wandels und mitzuhelfen durch Fleiß und Mühe, damit auch andere Kinder zum Lichte des heiligen Glaubens kämen. Sie sollten kleine Missionare sein, die in den Kraals Umschau halten, ob nicht noch Kinder da sind, die noch nichts vom lieben Gott wissen; sie sollten andere Kinder und auch alte Leute die Gebete lehren und ganz besonders darauf bedacht sein, die Tugenden des lieben Jesuskindes nachzuahmen. Nach der Ansprache bekam jedes Kind eine Medaille und dann wurde das Lied gesungen:

Mutwan 'o mühle 'n Kosi Jesu
Nampa tin 'abako,
Size Kukubonga 'n Kosi,
Kanye nengelosi,
Siyancenga uz 'usipe
Inshliziyo etob: le.
Sibisise Jesu,
Sibisise Jesu!

(O du süßes Jesuskind!)

Nach diesem Lied wurde ihnen der Kindersegen gegeben und alle gingen voll Freude und mit einem dankbaren Herzen an ihren Platz, um dem lieben Heiland während des heiligen Segens zu danken für die große Gnade, mithelfen zu dürfen, ihm Seelen zu gewinnen.

Allelei aus der Mission.

Auszug aus dem Brief von Schwester Consolata aus Driefontein.

Gerade kam Schwester Vera von einem schwierigen Ausgang mit gutem Erfolg zurück. Letzte Woche kam die Mutter unserer kleinen Mungadzi, einem ungefähr zwölfjährigen Mädchen, und bat so stehentlich, wir möchten ihr doch für acht Tage ihr Kind geben, da sie krank sei und nicht arbeiten könne. Obwohl wir ihr nicht trauten, gaben wir doch nach, da auch das Kind sich kaum zurückhalten ließ. Als ich mich am letzten Sonntag nach dem Mädchen erkundigte, sagte mir eines unserer Kinder, dessen Schwester dort wohnt, es sei krank. Gestern abend nun, als schon alle Kinder zu Bett waren, kam unsere Maria, welche der Schwester schon manches Geheimnis verraten, und sagte: „Schwester, weißt du nicht, was mit Mungadzi passiert ist? Ihr Bruder wollte sie zu einem Heiden bringen und als sie sich weigerte, hat er sie geschlagen, daß sie nun krank ist. Die Leute haben es uns erzählt, wir dürfen es aber nicht der Schwester sagen.“ Da der Ort nur drei Stunden von hier entfernt ist, hielten wir es für das Beste, selbst nachzuschauen. So machte sich die liebe Schwester Vera mit einem zuverlässigen Mädchen auf den Weg, nachdem wir noch erst die kleine heilige Theresia recht innig um Hilfe angefleht hatten. Am Abend kam sie wirklich mit dem Kinde zurück. Dieses war überglücklich, als die Schwester kam; sie wollte schon mehrmals davonlaufen, aber die alten Heiden bewachten sie zu gut. Schwester Vera hatte keine geringe Mühe, das Kind wieder zu bekommen, denn freiwillig wollten die Eltern es nicht zurückgeben. Es war höchste Zeit, da ihr Bruder seine Schwester nächsten Sonntag trotz allen Sträubens dem Heiden ausliefern wollte. Wie jubelten unsere Kinder, als Schwester Vera mit dem Kinde nach Hause kam, und alle dankten innig dem lieben Gott und der heiligen kleinen Theresia für ihre Hilfe. Möchte sie auch fernerhin diese armen, bedrängten Kinder schützen und zu uns führen.

Das ausgesuchte Stück Fleisch des Zulu.

Schw. M. Oktavia, Natal.

Wenn ein Eingeborener einem Chief (Hauptling) oder sonst jemand ein Stück Fleisch als Present gibt, so ist das eine große Ehre. Für gewöhnlich schickt er ihm ein Stück von einem geschlachteten Ochsen oder von einer Kuh, welches er „Insonyama“ nennt; es ist das Rippenfleisch, welches der alte Zulu für das beste ansieht, und das nur vom Oberhaupte der Familie gegessen wird.

Wenn ein Ochse in einem Hause von derselben Familie geschlachtet wird, so wird das „Insonyama“ immer im Haupttraal verspeist.

Soll das „Insonyama“ zu einem großen Freunde gebracht werden, so ist es eine besondere Zuorkommenheit, wenn man das Fleisch erst kocht und dann in eine reine Matte (isitebe) rollt, damit es gleich gegessen werden kann.

Beten fürs Korn. (Zulu Folklore.)

Dies wird gewöhnlich getan, wenn der Mais und das Kafferkorn in der Blüte steht. Die Zulus glauben, daß im Himmel eine gewisse Prinzessin mit Namen Nomkubulwana sei, welche zu gewissen Zeiten die Kornfelder besuche, und dann macht, daß diese reiche Frucht bringen. Um die Prinzessin zu erfreuen, gaben sie ihr ein kleines Stück Land als Geschenk und stellten hie und da Töpfe mit Bier auf, damit sie bei ihrem Rundgang trinken könne. Auch besprengen sie manchmal den Mais und die Amabele



Beim Kornsieben (Driefontein).

mit Bier, um eine gute Ernte zu bekommen. An einem besondern Tage gehen die Mädchen auf einen Hügel, um zu fasten. Sie bleiben dort den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, weinen und beten und meinen, je mehr sie fasten und weinen, um so mehr Mitleid würde die Prinzessin mit ihren Feldern haben. An diesen Tagen sind die Mädchen wie alte Zulumänner gekleidet und niemand darf mit ihnen reden, noch sie anschauen. Früh morgens verlassen sie ihre Heimat und müssen bei Sonnenaufgang an einem Flusse sein, um zu beten und zu weinen nach ihrer Art. Einige von den großen Mädchen machen im Sand drei Gruben und setzen drei kleinere Mädchen hinein, worauf diese dann bis zum Kopf mit Sand überhäuft werden. Sie müssen dann ebenfalls weinen und beten helfen. Die großen Mädchen gehen auf den Bergen und ihren Feldern einher und schreien zu ihrer Prinzessin um Hilfe. Dann besprengen sie ihre Felder

nochmals mit Bier und vergessen auch nicht, ihrer Prinzessin einen Trunk zu lassen. Sobald die Sonne untergeht, hören die Zeremonien auf; alle baden im Fluß und machen sich dann auf den Heimweg, um zu Hause die Fasten zu brechen.

Versöhnung durch eine Prise Schnupftabak.

Das Tabakschnupfen ist den Zulus so angeboren, daß sie lieber das Essen, als das Schnupfen lassen. Aber ich glaube, wenige Leute wissen, daß, wenn einmal zwei Zulus tüchtig gestritten haben, sie um keinen Preis mehr zusammen schnupfen und wenn sie auch vorher jahrelang die besten Freunde waren. Ist der Streit ausgeglichen, und sind die Herzen wieder ruhig, dann mag der eine zum andern sagen: „Nginwebise ugwai“ (Gib mir ein wenig Schnupftabak). Ist es dem andern zur Ausöhnung noch zu früh, so antwortet er: „Es ist noch zu früh, mein Freund, bitte, laß mich in Ruh.“ Gibt er aber nach, dann schnupfen sie zusammen und sind von der Stunde an ausgeöhnt und wieder die besten Freunde.



Aus dem Leben eines frommen Künstlers.

Von Schwester Engelberta.

(Schluß.)

Später, als Achtermann nach Rom zurückgekehrt war, kam einst ein Engländer zu ihm und sprach: „Ich habe zu Münster Ihre Pietà gesehen, ich mußte Ihrer Mutter Gottes versprechen, Katholik zu werden. Ich bin nun wirklich Katholik, aber ich will jetzt noch die heilige Firmung, und da bitte ich Sie, mein Firmpate zu werden. Ich bin N.N. Nicht wahr, Sie machen mir diese Freude?“ Achtermann weinte vor Rührung und gewährte die Bitte. Noch ehe die Pietà ihre kirchliche Weihe erhalten, hatte man sich zu Münster entschlossen, ein neues Meisterwerk aus der Hand des großen, vaterländischen Künstlers für den dortigen Dom zu erwerben. Es sollte die Abnahme Christi vom Kreuze darstellen und zugleich ein Grabdenkmal sein für den großen Bekenner Clemens August, Freiherr Droste zu Fischering, Erzbischof von Köln; dessen Überreste im Dom zu Münster ruhen. Man beauftragte also Achtermann, das geplante Kunstwerk auszuführen.

Der neue ehrenvolle Auftrag hob selbstverständlich den Mut und die Schaffensfreudigkeit des Künstlers, steigerte aber auch seinen Fleiß in Ausführung seiner Arbeiten aufs höchste. Wieder dauerte es lange, bis er in den Steinbrüchen von Carrara einen

geeigneten Marmorblock fand und noch länger — zwei volle Jahre nämlich — bis das Modell vollendet war und zwar so, wie es seiner Seele vorgeschwebt.

Der Moment, den der Künstler gewählt hat, ist ein glücklicher zu nennen. In dem Augenblick nämlich, wo der heilige Leichnam vom Kreuze abgenommen ist, tritt die Mutter des Heilandes hinzu, um das Haupt des geliebten Sohnes zum erstenmale wieder an ihr Herz zu drücken. Überwältigt vom Schmerze, hingerissen vom Gefühle heiliger, mütterlicher Liebe, hat sie ihre Augen fest geschlossen; sie sieht nicht die Umstehenden, sieht nicht das blasse Antlitz des Sohnes und Erlösers; der Außenwelt abgestorben, fühlt sie nur in der Tiefe der Seele einen unaussprechlichen, von Wehmut und Schmerz durchwehten Trost in der unmittelbaren Nähe des Gekreuzigten. Joseph von Arimathäa mag diesem stummen Erweise mütterlicher Liebe und Schmerzes nicht wehren; er hält drum den Leichnam auf sein Knie gestützt und an seinen kräftigen Arm gelehnt, einige Minuten ruhig hin. Seine Augen wenden sich dem im Tode noch erhabenen und in Entstellung noch so liebevollen Antlitz des Erlösers zu, auf den auch er sein Hoffen gesetzt, dem er gläubig zu folgen entschlossen war.

Johannes, der heiligen Maria gegenüber, umfaßt die Füße des Herrn, als wolle er verhindern, daß sie nicht den unreinen Boden berühren und, um Joseph von Arimathäa die Last zu erleichtern. Auf beiden Geliebten ruht sein Blick, auf dem entseelten Antlitze des Meisters und auf der schmerz erfüllten Mutter, die ihm von dem Sterbenden übergeben wurde, welcher er Sohn und Trost und Stütze sein soll. Er weiß es, daß er des Meisters Stelle zu vertreten hat, er ist bereit, alles für die heilige Mutter zu tun — und doch vermag er nicht in diesem Moment ein Wort des Trostes hervorzubringen; die geöffneten Lippen versagen den Dienst, der Mund ist wie erstarrt; Magdalena, die Augenblicke der Ruhe in der Handlung rasch benutzend, hat sich zu den Füßen des Herrn hingeworfen; stehend mag sie das göttlich-menschliche Antlitz ihres Erlösers nicht mehr schauen. Sie hält sich für unwürdig, mit ihren Händen auch nur seine Füße zu berühren, mit dem wallenden Haupthaar wischt sie die Blutstropfen von den Füßen.

Im März 1858 war das große Werk vollendet, sagt sein Biograph. Papst Pius IX. selbst begab sich in die Werkstatt des schlichten, frommen Künstlers, um dasselbe zu besichtigen. Er zeigte sich sehr erfreut, betrachtete die Arbeit länger als eine halbe Stunde und segnete die Gruppe für den Dom zu Münster ein, indem er zugleich einen Ablass für alle andächtigen Beter daran knüpfte.

* * *

Als Achtermanns Kreuzabnahme verladen werden sollte, fand sich lange kein Schiff, dessen Luke groß genug gewesen wäre,

um die in eine mächtige Holzliste verpackte Gruppe aufzunehmen. Wochen vergingen, bis endlich ein holländisches Schiff erschien, das eine entsprechend breite Luke besaß. Der riesige Kasten wurde also ans Meeresufer gebracht; der Kran hob ihn an armdicken Seilen langsam in die Höhe und senkte ihn langsam zum Schiffe nieder. Schon schienen alle Schwierigkeiten gehoben, da riß plötzlich ein Strick und die ganze Last schlug mit furchtbarer Macht seitwärts an das Gemäuer des Quais.

Achtermann stieß einen Schrei aus und sank fast ohnmächtig zu Boden. Aber im selben Augenblick erscholl von allen Arbeitern wie aus einem Munde der Ruf der Laurentianischen Litanei: „Sancta Maria, ora pro nobis!“ Mit Tränen in den Augen stimmte Achtermann in den flehenden Gesang ein, und merkwürdig genug! die Kiste traf die Mauer gerade an einer Stelle, wo mehrere Steine fehlten. So fand sie einen Stützpunkt; neue Seile konnten angelegt werden, und unter dem fortwährenden Gesang der Litanei gelangte das Kunstwerk unverseht in den unteren Schiffsraum.

Der Künstler reiste nun zu Land nach Münster und dann nach Rotterdam, um nun hier die Ankunft des Schiffes zu erwarten. Wer beschreibt seinen Schrecken, als er hier erfuhr, daß von den drei Fahrzeugen, welche von Livorno nach Holland ausgelaufen, zwei in einem Sturm zugrunde gegangen seien und über das dritte jede Nachricht fehle. Dieses dritte war es, welches sein Kunstwerk barg. Nach Tagen banger Erwartung lief das Schiff indessen glücklich in den Hafen ein. Sobald der Kapitän desselben, ein Protestant, des Künstlers ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu, umarmte ihn und rief: „Ihrer Gruppe allein verdanke ich die Erhaltung des Schiffes und unsere Rettung. Sie hat das Fahrzeug, das ein wehrloser Spielball der Wogen geworden war, durch ihr ungeheures Gewicht in der richtigen Schwebe gehalten. Die Madonna ist unsere Retterin gewesen. Und was ich im Augenblick jener höchsten Todesgefahr ihr gelobt habe, das will ich jetzt halten. Ich will katholisch werden!“

Bei der Ankunft der Kreuzabnahme in Münster geriet alles in Aufregung. Tausende strömten zusammen. Als die Kiste abgeladen werden sollte, gab es ein allgemeines Mühen und Rufen. Ein Augenzeuge berichtet: „In diesem unbeschreiblichen Getöse so vieler Tausend Menschenstimmen, verbunden mit der Aufregung der Arbeiter, fiel der Blick unwillkürlich auf eine Person, welche ganz ruhig, jedoch, wie es schien, etwas besorgt dastand und nur von Zeit zu Zeit einen knappen, gemessenen Befehl erteilte. — Das war der Künstler! Das war Achtermann, eine hohe, kräftig gebaute, aber schon etwas gebeugte Gestalt! Langes, weißes Haar quoll unter der Kopfbedeckung hervor.

Nur flüchtig hatte ich dieses Bild eben überschauen können, da, gerade als das Getöse den höchsten Grad erreicht hatte,

erklang vom Domturme ein mächtiger Glockenschlag. Von der Menge war er gewiß ganz überhört worden. Achtermann jedoch hatte ihn nicht überhört. Indes schien er sich noch nicht recht klar darüber zu sein, was der Glockenschlag bedeute; denn er schaute in die Höhe zum Turme, als ob er hätte fragen wollen. Da erkönte zum zweitenmal der Anschlag. Jetzt war er sicher, daß es das Angelus-Geläute für den Abend war. Den Hut abnehmend, die Hände faltend, richtete Achtermann seine gebeugte Gestalt höher empor und betete mit Innigkeit, daß niemand, auch nicht der roheste Arbeiter, sich des Eindrucks erwehren konnte. Nie in meinem ganzen Leben erinnere ich mich, ein Bild so überwältigender Art wieder gesehen zu haben. Das Getöse verstummte plötzlich; die Arbeiter legten sachte Hebebäume und Brecheisen nieder oder stützten sich, gerade aufstehend, auf dieselben und, alle ohne Unterschied, standen da entblößten Hauptes wie Achtermann und beteten. Ob der Künstler dies alles bemerkt hat, weiß ich nicht; denn er stand wie in tiefer Andacht versunken, und niemand wagte, eher sich zu rühren, als bis er das Kreuzeszeichen gemacht und sein weißes Haupt mit dem schwarzen Samtkäpchen bedeckt hatte.

* * *

Als weitere Kunstwerke lieferte Achtermann einen gotischen Altar nach Prag, mehrere kleinere Statuen für die Hofburg zu Wien; auch eine sehr große Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde, welche ihm die Kaiserin von Rußland abkaufen wollte; aber Achtermann gab sie nicht her. Diese Statue befindet sich in St. Moritz in Münster. Eine wunderbar schöne, tief ergreifende Ecce-homo-Statue war ungefähr die letzte Kunstschöpfung Achtermanns. Einen Christus am Ölberge hat er nicht mehr vollendet. Da es ihm im Alter möglich geworden war, nach Bestreitung seiner geringen Bedürfnisse noch Geld zu erübrigen, so verwendete er dasselbe für wohlthätige Zwecke. In einer Ortschaft, in welcher ein Gotteshaus fehlte, ließ er z. B. ein solches erbauen; sorgte für arme Kinder, daß sie unentgeltlich Unterricht erhielten.

Endlich war der fromme Künstler aufs Krankenlager geworfen. So lange er konnte, raffte er sich noch auf, um an Sonn- und Feiertagen eine heilige Messe zu hören und die heilige Kommunion zu empfangen, so erzählt einer seiner besten Freunde, der durch ihn seinen verlorenen Glauben wiedergefunden hatte und die letzten Wochen seines Lebens bei ihm zubrachte. Einmal ließ er sich auch noch zum Campo Santo fahren und betete dort vor seiner Pietà, die er nach dem Modell der Münsterischen ausgeführt hatte. Dann trat er auf den Gottesacker hinaus, wo er ein Kreuzbild aus Bronze auf einem Marmorsockel errichtet hatte. Vor diesem Kreuzbild, im Schatten der St.-Peters-Kirche, wünschte er begraben zu werden. „Zu den Füßen seines gekreuzigten

Heilandes, an den er geglaubt, auf den er gehofft hat“ — wie er selber in den Grabstein meißeln ließ.

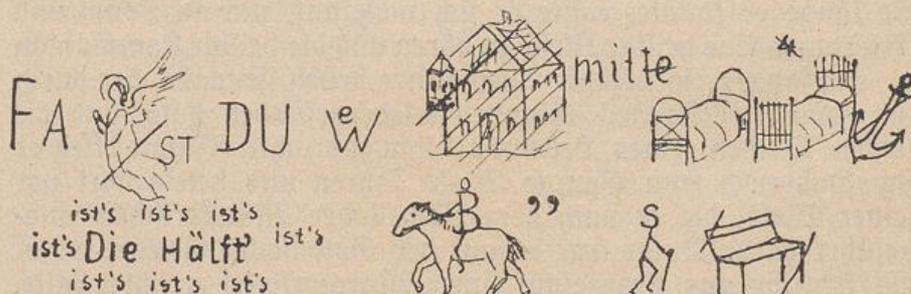
Schweigend heftete sich sein Auge auf das von Bäumen beschattete Kreuzifix und auf die große Marmorplatte über der Gruft — die sich am folgenden Tage schon für ihn öffnen sollte.

Mit Mühe brachte man den Kranken in den Wagen zurück, seine Wärter fürchteten, er werde unter ihren Händen sterben, als sie ihn zu Hause die Treppe hinaustrugen und wieder zu Bett legten. Nach einer schweren Nacht fühlte er sich am Morgen besser, und mit gewohnter geistiger Klarheit erzählte er seiner Umgebung von seinem gestrigen Besuche in Campo Santo. Darüber schlief er ein — es war sein Todesschlaf. Die Seele war entflohen, ohne daß man es bemerkt hätte. Es war am 26. Mai 1884. Vom Himmel wird Achtermann jetzt freudig herabblicken auf die Erde, um sich zu freuen über die Förderung der Andacht zum göttlichen Heiland, welche durch seine Kunstschöpfungen so reichlich bewirkt ist.

Sein Lebensbeschreiber sagt von ihm: „Wohl machte es ihm auf Erden Freude, daß die Kritik berufener Fachgenossen seinen Schöpfungen Anerkennung zollte, daß der König von Preußen ihn mit hohen Orden auszeichnete, daß der Kaiser von Osterreich ihn adelte, und daß selbst Pius IX. ihn in seinem Atelier besuchte, ihn und seine Werke segnend. „Herz und Sinn des Mannes blieben jedoch bescheiden und demütig; ihm ging die Ehre Gottes über alles, seine Hand hat nur religiöse Gegenstände geschaffen, nie hat ein Meißel von ihm profanen Werken gedient. Er betrachtete eben die Kunst als Gottesdienst, um die Herzen zu erbauen und zum Himmel, für den sie geschaffen sind, zu erheben, und darum ist Achtermann ein wahrhaft frommer Künstler von Gottes Gnaden.“

✻ ✻

Bilderrätsel.



Caritasblüten

Nr. 6

1926



Allen lieben verehrten Lesern
unserer „Caritasblüten“ ein
seliges, gnadenreiches
Weihnachtsfest!

★

Im Namen des armen Christkindleins von Bethlehem, im Namen Seiner gebenedeiten Mutter und des heiligen Joseph, denen unser neues Missionshaus in Neuenbeken geweiht ist, danken wir allen großherzigen Spendern und Spenderinnen von Bausteinen. Jedes, auch das kleinste Scherflein, wird im Buch des Lebens verzeichnet sein. Der so notwendige Bau, der wegen der enormen Kosten nur zum Teil ausgeführt werden konnte, wird nun bewohnt, wenn auch unter drückender Schuldenlast. Der liebe Heiland ist bereits eingezogen und wohnt in einem Saal, der provisorisch als Kapelle dient, bis bessere Zeiten kommen und Sankt Joseph weiter bauen kann. Der Altar, der vor dem Umzug einer Umänderung bedurfte, hat ein neues Kleid bekommen und versieht nun reichlich seine Dienste; aber für Schwestern und Missionszöglinge fehlen die Kirchenbänke, deren Anzahl sich für 150 Personen auf 25-30 Stück beläuft. Ein uns befreundeter Herr stiftete bereits eine Bank. Vielleicht findet das Christkindchen Nachahmer, es will ja gerne mit Himmelslohn und Segen hier auf Erden bezahlen.

81



Gedicht zum Weihnachtsbild. 01,01

Du heißersehntes Kindelein,
In einem Stalle, arm und klein,
Bist größer als die ganze Welt,
Du, Gott, der Erd' und Himmel hält.

Hier find ich Frieden, Heimat, Ruh'
Hier schließt kein Herz sich kalt mir zu,
Beim Kripplein weile ich so gern,
Hier strahlt mein schönster Hoffnungsstern.



Die Sommerschule in Maria-Zell.

(Süd-Afrika.)

Von Schwester M. Maria.

Sie haben ja schon vieles von den Sommerschulen in Mariannahill und Courdes gehört und im ganzen zusammengenommen, war hier das gleiche, nur daß sie hier zum erstenmal gehalten wurde. Dieselbe fand im Januar dieses Jahres statt. Die sich daran beteiligten, mußten am 13. Januar bis abends 5 Uhr hier eintreffen. Um 7 Uhr 30 eröffnete hochwürdiger Herr Pater Rektor Canisius durch eine Ansprache die Schule. Es kamen 110 Eingeborene zusammen: Lehrer, Lehrerinnen und einige andere. Alle zeigten großen Eifer und Lernbegier; das Betragen war lobenswert, waren es ja meistens ältere verheiratete Männer, wie hochwürdiger Herr Pater Bernard sagte: „Hier sieht man wenigstens Männer und keine Jungs, wie bei uns drunten in Mariannahill, was einem die Arbeit viel leichter macht.“

Die Tagesordnung war folgende:

- 5 Uhr Aufstehen;
- 5,30 „ hl. Messe, bei welcher gebetet und gesungen wurde; nach derselben eine Viertelstunde geistliche Ansprache, täglich von einem anderen Pater gehalten;
- 6 $\frac{1}{2}$ —7 $\frac{1}{2}$ „ Soziologie von hochw. Herrn Pater Bernard;
- 7,30 „ Frühstück;
- 8,30 „ Psychologie von Mr. Alexander;
- 9,15 „ Katechese von hochw. Herrn Pater Reginald von Umtata;
- 9,45 „ Pause und Unterhaltung;

¹ In Südafrika ist der Sommer in den Monaten Dezember, Januar, Februar.

- 10,15 Uhr: Schulorganisation von unserem Schulinspektor, dessen Frau und deren Schwester auch hier waren;
- 11 „ Landwirtschaftskunde von hochw. Herrn Pater Bernard;
- 12 „ Mittagessen;
- 2—5 „ Handarbeit: Grassflechten, Korbmachen, Schreinererei, Gartenarbeit, Näherei nach dem neuen, veränderten Syllabus; letzteres übernahmen Schwester Emilia und ich. Schwester Junipera hatte für Essen und Logis zu sorgen;
- 6 „ Abendessen;
- 7—8^{1/2} „ Ansprachen, Unterhaltungen usw.

Von den Unterhaltungen, die hier stattfinden, will ich nur einige erwähnen. In erster Linie den „May Pole Danc“, der von 24 weißgekleideten Mädchen mit entsprechenden Schärpen aufgeführt wurde. Diese ernteten recht großen Beifall; denn sie spielten perfekt und ohne Fehler. Schwester Junipera, welche dazu die Musik spielte, bekam auch ein Lob für ihre Mühe und Anstrengung. Sie hatte ja auch viel Mühe, es den Dorfkindern — unsere eigenen Schulkinder waren alle in Ferien — einzupauken. Eine zweite Aufführung war der „Rag Doll Drill“, was die Leute sehr erheiterte, von meiner Wenigkeit besorgt. Dann „Soldaten-Drill“, durch einen unserer Schüler geleitet; dies war sehr taktmäßig und genau und die Anwesenden wunderten sich über die Pünktlichkeit und Schnelle, mit der jede Bewegung stattfand. Ebenderselbe Schüler spielte noch eine Humoreske „Unordentliche Schule“, worüber sich die anwesenden Herren, besonders der Schulinspektor und die Ladis fast frank lachten; außerdem machte er noch einen „Kafferndoktor“ (Zauberer), was besonders unter den Eingeborenen ein großes Hallo hervorbrachte.

So vergingen die 6 Tage rasch nacheinander. Die lieben Schwestern im Haus hatten sehr viel zu tun, doch fanden sich die meisten bei den abendlichen Unterhaltungen ein. Da hochwürdiger Vater Abt Gerard als Vertreter des hochwürdigsten Herrn Bischofs auch hier war, so wurde an dem dazwischen kommenden Sonntag ein feierliches Pontifikalamt gehalten, wobei die schöne vierstimmige Herz-Jesu-Messe von Schulze gesungen wurde. Die meisten der Eingeborenen hatten noch nie so etwas gesehen und deshalb waren sie voller Aufmerksamkeit und Begeisterung.

Die Sommerschule wurde im neuen Knaben-Schlafsaal abgehalten. Rev. F. Canisius hatte sich die letzten Wochen vor Beginn der Schule noch abgemüht und auch die Arbeiter fest angehalten, so daß noch alles fertig wurde. Der Raum selbst bot einen schönen Anblick; mitten an der Wand ein großes Kreuzifix, unter demselben die schöne Herz-Jesu-Statue, segnend

die Rechte erhebend und schön geschmückt; unter derselben die Bühne, auf welcher die Vorlesungen gehalten wurden. Alle wunderten sich über den großen Fortschritt, der sich dank dem Fleiß und der rastlosen Bemühungen unseres hochwürdigen Herrn Pater Canisius binnen der letzten Jahre hier entfaltete.

Der Chief „Moshesh“ (prot.), welcher, wie sein Vater, unserer Mission nicht sehr geneigt war und uns manche Schwierigkeiten bereitete, war auch unter den Teilnehmern. Seit einigen Jahren schickte er seine Söhne hier in die Schule zur weiteren Ausbildung; die Lage wurde günstiger und die Vorurteile immer mehr beseitigt. Der Chief hielt eines Abends auch eine Ansprache, worin er betonte, wie verkehrte Urteile sie gegen die Missionare früher hatten, da sie meinten, die Mariannahiller Missionare seien nur gekommen, um ihnen zu schaden und ihr Land wegzunehmen; aber jetzt seien sie vollständig überzeugt, daß gerade diese katholischen Missionare ihre besten Freunde seien, die ihnen nur helfen wollen, nicht nur was die Religion anbelangt, sondern auch in materieller Beziehung, wovon ja diese Sommerschule den besten Beweis liefere. Zum Schluß dankte er noch allen und munterte die anwesenden Eingeborenen auf, sich der Tätigkeit der Missionare anzuschließen und deren Rat zu befolgen.

So kehrten denn am Schlusse der Schule alle wieder neu ermutigt und vollständig befriedigt zu ihrer Tätigkeit zurück.

Deo gratias!



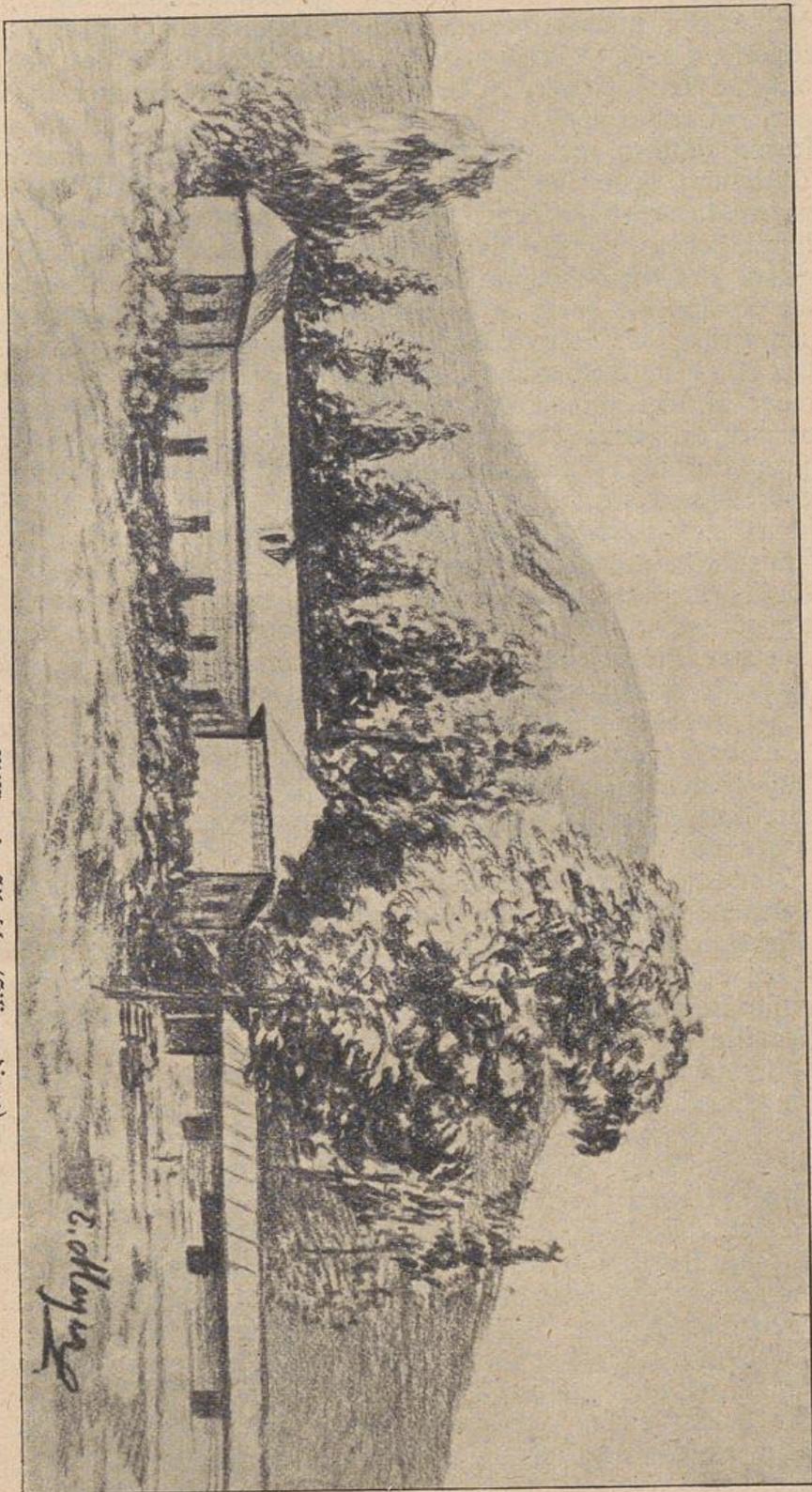
Besuch in Kombo!

Sicher interessiert es die verehrten Leser, auch einmal zu hören, wie es zugeht, wenn in Afrika „Besuch“ kommt. Da wir nun vor kurzem hohen Besuch hier in Kombo hatten, bin ich in der Lage, Sie darüber etwas aufzuklären. D-Züge mit Speisewagen, Autos, Equipagen, Fahrräder und wie die modernen Verkehrsmittel alle heißen, sind uns Afrikanern fremd; wir gehen am besten zu Fuß oder reisen per Esel. Es gibt bei uns wohl eine Autostraße, auf der ab und zu Lastautos zur leichteren Verbindung der weitentfernten Stationen verkehren, aber, aber — da sitzt der Haken. Das Fahren mit dem Auto kostet Geld, und unser Geldbeutel kann uns nicht abhelfen. Er ist wegen Mangel an Nahrung so dünn und leistungsunfähig, daß er sicher bald seinen Beruf aufgeben muß, um nicht seinen Namen zur Unehre zu tragen. Mittel zur Linderung oder besser Radikalmittel zur Hebung dieser Schwäche werden jederzeit dankbar entgegengenommen

in unserem lieben Mutterhaus oder in einem unserer anderen Häuser. Doch nun zur Sache.

Schon lange erwarteten wir den Besuch unserer Mutter Provinzialin mit ihrer Assistentin, der Schw. Ancilla. — Das schöne Fronleichnamsfest war vorüber. Am darauffolgenden Tage waren wir gerade noch damit beschäftigt, Fahnen, Leuchter und Kerzen, Streukörbchen und Kränzchen, was wir alles am Festtage schnell im Fremdenzimmer aufgestapelt hatten, wieder an Ort und Stelle zu bringen, als auf einmal draußen ein Geschrei unter den Kindern entstand. Vor lauter Lärm konnte man kein Wort verstehen. Voll Schrecken wollte ich eben hinaus eilen, um zu sehen, was sich ereignet hatte. Da kam auch schon unsere kleine dicke Helena hereingestürzt und verkündete, es kämen oben vom Walde her zwei Schwestern herunter. Nun verwandelte sich der Schrecken in Freude. In einer halben Stunde konnten unsere lieben Gäste hier sein. Alles, was Beine hatte, mußte nun helfen, das Fremdenzimmer auszuräumen. Die Kinder arbeiteten mit einer Emsigkeit, die bei dem langsamen Völkchen sonst gar nicht zu suchen ist. Als wir glücklich fertig waren, erschien auch schon Mutter Ubalda, Provinzialin, als erste am Eingang unserer Station. Nach einer herzlichen Begrüßung begleiteten wir unter dem Freudengeschrei unserer Jugend die lieben Gäste in unser Häuschen. Todmüde von der sechsständigen Fußtour, mußten sie erst ein wenig ruhen, und so führten wir sie in das für sie bereitete Zimmerchen. Wie ein Fremdenzimmer in Afrika aussieht, möchten die verehrten Leser wohl gerne wissen. Gewiß nicht so fein wie in Europa. Zunächst sind die Häuser nicht so massiv gebaut und daraus folgen für einen verwöhnten Europäer schon manche Unbequemlichkeiten. Doch bei genauer Untersuchung ergibt sich, daß diese Unbequemlichkeiten manchmal recht praktisch sind, wie ich gleich beweisen werde. — Unser Fremdenstübchen ist ein kleiner, unverschalter Anbau vom Hause mit einem Wellblechdach. Der Mörtel, der das Dach mit der Mauer verbindet, ist infolge der starken Regengüsse abgebröckelt. So entstand mit der Zeit oben eine breite Spalte, durch welche, je nach den verschiedenen Tageszeiten, Sonne, Mond und Sterne hindurchscheinen. Das ist das Romantische an der Sache und jetzt kommt das „Praktische“. Durch die Spalte kann man genau sehen, wie weit der Tag vorgeschritten ist und wann es Zeit ist zum Aufstehen. Natürlich darf nicht gerade zur Regenzeit Besuch kommen, sonst hört alles Romantische auf, oder wer weiß, vielleicht fände es der eine oder andere Leser doch etwas romantisch, mit dem Regenschirm zu Bett zu gehen. — Ein Fenster hat unser Zimmer nicht — wir brauchen also auch keines zu putzen; wohl ist die Öffnung vorhanden, wo das Fenster hinein gehört. Diese Öffnung kann man mit einem Holzladen schließen. Wir haben nun

Schwefelergaas der katholischen Mission in Sibofcho (Kilimandjaro).



verstanden, unsere Gäste „optisch“ zu täuschen. Wir machten den Laden nach außen auf und zierten das „Fenster“ von innen mit einem Vorhang, so konnte wirklich kein Blinder sehen, daß da keine Fensterscheibe dazwischen war: Man muß sich eben zu helfen wissen. Und nun zur Türe. Ja, da ist auch so ein Häkchen, das sich nicht leicht heben läßt. Je nach der Witterung hebt und senkt sich die Türe. Zur Zeit, da wir unsere lieben Gäste beherbergten, war es gerade sehr heiß und infolgedessen ließ sich die Tür schwer schließen. Aber mit vereinten Kräften gelang es doch jeden Abend. Jetzt mußte noch die Spalte, die durch den etwas ausgetretenen Lehm Boden und das Heben der Türe entstanden war, zugestopft werden, um den Mäusen, Ratten und Eidechsen, die gar zu gerne ihr Nachtlager in dem Zimmerchen aufgeschlagen hätten, den Zutritt zu verwehren. Was den Lehm Boden betrifft, so ist dieser auch ganz praktisch. Er erspart uns Bürsten, Puktücher, Seifenlauge und Bohnerbesen. Aber die Einrichtung des Zimmers sind Sie schnell unterrichtet. Zwei Betten mit Strohsack oder vielmehr Maisblättersack, Kopfkissen und Wolldecke, ferner zwei kleine Waschgestelle mit Zubehör, ein Nachttischchen aus einer Kiste angefertigt, ein Kleiderhalter, ein kleiner Tisch, zwei Stühle und eine Mausfalle. Daß diese Einrichtung praktisch ist, wird niemand bestreiten; denn von Teppich ausklopfen, Sofa und Sessel ausbürsten und dergleichen sind wir bewahrt. Ich sehe schon, daß einige von den verehrten Lesern Lust bekommen, uns auch einmal zu besuchen. Wir laden Sie hiermit herzlich ein, aber wie schon gesagt, nicht gerade während der Regenzeit, wegen der Spalte oben am Dach.

Nachdem unsere lieben Gäste sich ein wenig ausgeruht hatten, setzten wir uns gemütlich zusammen. — Mutter Provinzialin erkundigte sich mütterlich nach unserem Befinden, unseren Arbeiten und unseren lieben Schuhbefohlenen. Doch zum Schlusse wußte liebe Schwester Ancilla in ihrer Eigenschaft als geschickte Dentistin nichts anderes zu tun, als uns friedlichen Leuten am Kilimandjaro die Zähne zu revidieren. Wirklich fanden sich auch einige mehr oder minder gefährliche Revolutionäre vor. In kurzer Zeit war ein „Zahnatelier“ nach afrikanischen Verhältnissen im Nähzimmer eingerichtet. Die Bohrmaschine wurde aufgestellt und die Nähmaschine in eine Poliermaschine verwandelt. Bald sah es bei uns „ganz wie beim Zahnarzt“ aus. Nur der Operationsstuhl fehlte noch. Im Sprechzimmer hatten wir nun einen alten Rohrjessel, der vor Jahren von einer Dame der Mission geschenkt wurde. Diesen holten wir nun herbei, aber o weh, er war viel zu niedrig. Was nun machen? Echte Afrikaner müssen sich in jeder Lage zu helfen wissen. Wir holten vier gleich große Kisten vom Speicher, bildeten damit ein kleines Podium, stellten den Sessel darauf und der

Operationsstuhl war fertig. Nur mußte man beim Aussteigen achtgeben, daß man nicht auf den Rand der Kiste trat, sonst ging sie in der Mitte in die Höhe und der Patient purzelte auf der einen Seite und der Operationsstuhl auf der anderen Seite herunter. Als nun alle Zähne wieder in Ordnung, „plombiert“ und „poliert“ waren, wurden alle „sieben Sachen“ wieder eingepackt.

Nur zu bald rüsteten unsere lieben Gäste sich wieder zur Heimreise. Mit wehmütigem Herzen nahmen wir von ihnen Abschied und schauten noch nach, bis sie hinter den Bananenstauden verschwanden.

Nun haben die lieben Leser ungefähr ein Bild, wie es ist, wenn in Afrika Besuch kommt. Vielleicht darf ich Sie zum Schluß noch einmal an den oben erwähnten „kranken“ Geldbeutel erinnern. Es könnte sein, daß einige der Leser vor lauter Fremdenzimmer und Zahnatelier ihn ganz vergessen hätten. Der liebe Gott wird die kleinste Gabe reichlich lohnen. Er hat sicher auch an unsere lieben Schwarzen gedacht, als er sagte: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Helft uns durch euer Scherflein die unsterblichen Seelen der armen Heiden retten! Sie werden dereinst eure Fürsprecher am Throne Gottes sein.

Schw. M. Felicitas.



Mißlungene Bienenzucht in Kombo.

Aus einem Brief v. Schw. Osmunda.

Unserer Schwester Lucina hatte in ihrer Vorratskammer u. a. etwas Wachs. Dieses wurde eines Tages von einem Schwarm wilder Bienen entdeckt. Die Tierchen drangen durch eine Spalte in den Schrank und ließen sich dort häuslich nieder. Besser hätten wir es uns nicht wünschen können, hatten wir doch nun gleich den Honig im Speiseschrank. Doch Schwester Lucina war damit nicht einverstanden, sie verzichtete gerne auf eine solche Bequemlichkeit. Nun wurde aus einer nagelneuen Kiste ein Bienenstock gemacht. Dieser sah so verlockend aus, daß wir meinten, die Bienen würden wohl von selbst den Schrank verlassen, angesichts einer so schönen Wohnung. Am Abend, als sie bereits in tiefem Schlaf waren, gingen wir nun mit dem neuen Bienenstock, unter Anwendung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln und mit einem Mut, als ginge es gegen einen Löwen, auf die Bienenjagd. An Ort und Stelle wurde eine Beratung gehalten, wie wir die Bienen am leichtesten aus ihrem Versteck bringen könnten. Und dann — mit einem raschen

Griff waren sie heraus, und ehe sie sich's versahen, waren sie auch schon in ihrer neuen Wohnung, die gleich verschlossen wurde. Wir verließen nun eilends den Kampfplatz, wo es nicht ratsam war, länger zu verweilen, da einige der Tierchen, in Folge der Störung rebellisch geworden, sich nun rächen wollten. Aber ein oder zwei Bienenstiche sind wohl kaum gefährlich. Wir waren ganz zufrieden mit unserer Leistung, da wir unseren Pfleglingen auch Wachs und Zuckerwasser gegeben hatten. Doch welche Enttäuschung am Morgen! Der ganze Schwarm war wieder im Schrank. Was war nun zu machen? Wir kamen auf den Gedanken, die Waben, die die Bienen bereits gemacht hatten, auch herauszunehmen. Als es Abend war, ging's von neuem los und bald waren die Bienen samt den Waben im Bienenstock, wo wir sie zu unserer Freude noch am Morgen antrafen. Aber unsere Freude sollte nur von kurzer Dauer sein, denn schon im Laufe des Vormittags machte sich der ganze Schwarm aus dem Staube, um sich draußen auf einem Ast niederzulassen. Da es regnete, trug Schwester Lucina den Bienenstock hinaus, in der Meinung, das schützende Dach würde sie wohl verlocken, hineinzugehen; aber vergebens, sie klebten ganz fest an ihrem Ast. Sobald die Dämmerung anbrach, rüsteten wir uns abermals zum Kampf. Dicke lange Strümpfe wurden über die Arme gezogen, vor das Gesicht ein Stück Schleierstoff gebunden, alles mit Sicherheitsnadeln festgesteckt, damit die Bienen ja nirgends einen Eingang fänden. So gepanzert ging es nun hinaus. Der Ast wurde schnell abgeschnitten und wieder waren die Ausreißer in ihrem Kerker eingeschlossen, der nun mit einem nassen Tuch umschlungen wurde, wobei Schw. Oberin ganz unerschrocken zu Werke ging. Dann lehrten wir wieder heim. Doch, was war das? Überall hörten wir das Summen der Bienen; sind sie uns etwa nachgeflogen? Aber sie konnten ja nicht mehr heraus. Wir machten Licht, es war aber nichts zu sehen. Auffallend war es, daß die Sumsummusik überall dort zu hören war, wohin Schw. Oberin ging. Bald stellte sich heraus, daß sich eine ganze Menge Bienen bei ihr häuslich niedergelassen hatte. Ihrer bewunderungswürdigen Ruhe hatte sie es zu verdanken, daß sie nur einen Stich bekam. Nachdem alle Gefahr beseitigt war, wurde noch einmal Rat gehalten, und wir kamen zu dem Beschluß, der Bienenstock mußte an einen anderen Platz getragen werden. Wir nahmen nun eines unserer Kinder, die Castella, die auch das ganze Bienenvolk in ihren starken Armen davontrug. Doch unterwegs rief sie immer wieder: „Oh, nguki imeniumiza!“ (eine Biene hat mich gestochen). Am Ziel angelangt, setzte sie den Bienenstock hin und machte sich aus dem Staube, denn es fing an zu schwirren und zu summen. Am nächsten Morgen war der ganze Schwarm noch in seinem Häuschen und es war eine Freude zu sehen,

wie die fleißigen Tierchen den ganzen Tag ein- und ausflogen. Nun überlegten wir schon, wie wir später den Honig herausnehmen und wovon wir neue Bienenstöcke machen könnten, falls sie schwärmten. So hatten wir wieder neue Sorgen für die Zukunft. Doch diese sollten wir bald loswerden, denn schon am anderen Tage verließen diese Kinder der Wildnis ihre schöne Wohnung und ließen sich auf einem der nächsten Bäume nieder, um dort die goldene Freiheit zu genießen. Da wurde uns aber der Honig doch zu sauer, wie dem Fuchs die Trauben, und wir verzichteten auf die ganze Imkerei. Als unser kleiner Augusti den leeren Bienenstock sah, sagte er zur Schwester Oberin: „Man muß aufhängen die Kiste am Baum, denn die Bienen lieben es nicht zu wohnen unten, sie wollen wohnen oben nur.“ Als ihm Schwester Oberin entgegnete: „Ja, Augusti, steig hinauf und häng' die Kiste oben auf“, machte er große Augen und sagte verlegen: „E — e, das kann ich nicht“ und entfernte sich mit seiner Weisheit. — Ja, wir hatten uns schon zu früh auf den Honig gefreut und allerlei Pläne gemacht, gerade wie jener Jägerbursche, der schon auf die Bärenhaut getrunken hat, bevor er den Bären hatte.

✻ ✻

Die Erziehung der Kinder bei den afrikanischen Müttern.

Das Schwerste, was man den Frauen beibringen muß, ist, daß sie ihre Kinder richtig für den lieben Gott erziehen. Die Wenigsten von ihnen wissen, was es heißt, das Amt einer Mutter im wahren Sinne des Wortes zu verstehen. Sie lieben ihre Kinder mit einer blinden, irdischen Liebe. Das Kind befehlt, und die Mutter gehorcht. Das klingt vielleicht hart, aber es ist die reine Wahrheit. Wenn z. B. ein siebenjähriges Kind sagt: „Ich mag nicht mehr in die Schule gehen“ bringt die Mutter es nicht übers Herz, dem Wunsch ihres Lieblings entgegen zu handeln. Bei allem, was der Vater oder die Mutter für ihr Kind tun wollen, muß dasselbe seine Zustimmung geben. Es wird immer gefragt und bekommt auch gewöhnlich seinen Willen.

Das Schlimmste aber ist, daß sie sich fürchten, ihre Kinder, kleine oder große, zu strafen, wenn es notwendig ist. Manchmal meinen sie sogar, es sei Sünde, die Kinder zu strafen. Den großen Kindern, Buben und Mädchen lassen sie volle Freiheit. Wenn diese in einen Dienst gehen wollen, so lassen sie sie gehen und ihr ganzer Lohn gehört ihnen. Viele von ihnen kümmern sich dann nicht mehr um die alten Eltern, und daher kommt es, da sie so unerfahren durchs Leben gehen. Dieses Uebel zu heben, kostet wohl noch viele Mühe und Anstrengung, aber wir lassen nicht nach, bis die Frauen einsehen, was sie in bezug auf ihre Kinder in der Hand Gottes sind.

✻ ✻

Viele Frauen sind sehr zu bedauern. Sie sind oft schon lange verheiratet, haben aber keine Rechte. Sie werden eben als etwas Gekauftes angesehen und wissen nicht was, und wieviel sie in der Woche im Haushalt brauchen. Jeden Pfennig, den sie brauchen, um etwas zu kaufen, müssen sie vom Mann erbitten, und somit lernen sie nie, den Haushalt zu führen. Gewöhnlich kauft der Mann, was im Haushalt notwendig ist, da er meint, die Frau sei zu verschwenderisch. Oft mag er ja recht haben, aber wie kann man selbstständig werden, wenn man keine Gelegenheit hat, es zu versuchen? Auch das wird den Frauen ans Herz gelegt, damit sie doch ja keine Gelegenheit versäumen, um ihre erwachsenen Töchter zur Selbständigkeit zu erziehen.

Schw. M. Oktavia.



Oberste Reihe von links nach rechts: Schw. M. Archangela, Schw. Antonia, Schw. Mathäa.
 Unterste Reihe: Schw. Annaberta, Schw. Consolatrig, Schw. Theresiana.

Abreise am 9. Oktober 1926 von Hamburg aus mit dem Dampfer Tanganyka.

Schw. Archangela, Katharina Hartmann, geboren am 9. Februar 1889 in
 Barmen, Rhld.,

Schw. Antonia, Maria Pelzer aus Elberfeld, Rhld., geboren am 12. Januar 1873.
 Beide Schwestern sind nach Lourenzo-Marques, Portug. Afrika, gefahren.

Schw. Matthaëa, Adelheid Heikler aus Nietmarschen, Hannover,
 nach St. Benedikt, N. Rhodesia.

Schw. Annaberta, Rosa Groha aus Versbach, Bayern,
 Schw. Consolatrig, Sophie Boese aus Nordkirchen, Westfalen,
 Schw. Theresiana, Cäcilia Kreten aus Krinkhof, Eifel.

Diese drei Schwestern reisten nach Driefontein, Süd-Rhodesia, Süd-Afrika.

✠

Allerlei aus der Mission.

Morogoro. Außer dem Missionspersonal, einigen englischen Beamten und etlichen Farmern sind hier keine Europäer. Unsere Neger sind vom Stamme der Wakami, einem der am tiefsten stehenden Stämme im ganze Umkreise. An sich sind sie gutmütig, gastfreundlich und gefügig; aber diese so guten Eigenschaften werden durch den großen Leichtsinne des Volkes oft noch

eine Schlinge, durch die der Teufel sie um so leichter fängt. Der Islam hat das Volk durchseucht und seine Lehre, die die Vielweiberei hoch besingt und preist, findet ein nur zu williges Ohr. Dazu sitzt der alte heidnische Aberglaube noch tief im Volke und selbst bei den Christen hat man seine liebe Not, um ihnen ihren Blödsinn aus dem Kopf zu reden. Kam da neulich Schwester Lehrerin durch die Felder der Eingeborenen. Da sieht sie mitten im ersten Feld einen Stock, an den ein Frosch gebunden, im andern thront auf der Stange eine Hahnenfeder. „Was soll denn das bedeuten?“ fragte sie einen in der Nähe befindlichen Christen. Erst wollte er nicht recht heraus mit der Sprache, dann sagte er: „Siehst du, Mama, das ist ein Zaubermittel; wenn jemand von diesem Feld stiehlt, so wird er stets quaken wie ein Frosch oder schreien wie ein Hahn und man wird überall den Dieb erkennen. Nur der Zauberer kann ihn wieder davon befreien“, und das glauben sie so fest, daß niemand bange sein braucht, ihm würde auch nur ein Maiskolben gestohlen, wenn er solch einen Stock aufstellt. Doch die Affen und Wildschweine sind nicht bange und stehlen feste drauf los und schreien die einen noch immer wie die Affen und die anderen wie die Schweine. Dieser Aberglaube ist ja nur harmloser Art, aber es gibt eine Menge von Teufelsput, dem Menschenleben geopfert werden.

Wilde Tiere gibt es hier in allen nur erdenklichen Arten: Löwen, Hyänen, Büffel, Zebra, Giraffen, Wildschweine, eine Unmasse Affen verschiedenster Art und Schlangen, wie man sie sich nur wünschen kann usw. usw. Einmal hatten wir eine Riesenschlange im Hühnerstall, welche zweimal auf liebe Schwester Rosalinde losfuhr. Zum Glück hatte die Schlange ein ganzes Huhn verschluckt und konnte sich nicht schnell genug bewegen. Schnell wurden Männer herbeigeholt und das Tier totgeschlagen. Es war ein junges Tier, erst halb ausgewachsen und maß $2\frac{1}{2}$ m. Ich könnte Ihnen noch allerlei derartige Stückchen erzählen, doch dürfte es nun für heute genug sein.

Reise per Last-Auto in Ostafrika. Eines Morgens um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr reiste ich von Zansibar ab und kam andern Morgens 6 Uhr in Moshi an. Es war eine lange Reise: Um 7 Uhr sollte das Lastauto nach Kilema fahren und mich mitnehmen, aber — aber — es kam endlich um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr. Als ich das Monstrum sah, dachte ich: „Na, fang nur gleich an zu beten, sonst kannst du heute noch etwas erleben.“ Auto und Mannschaften passen zusammen wie Topf und Deckel. In der ersten Stunde mußten wir schon 6 mal halten und reparieren. Wir haben, um Ihnen ein Bild von der Sache zu geben, in einer Zeit von 6 Stunden einen Weg von 5 Stunden zurückgelegt und sitzen noch 2 Stunden von der Mission entfernt in der

Wildnis. Großartige Leistung, gelt! Ich bin mit 5 Negern und einem 12 jährigen Indierbübchen allein. Augenblicklich müssen wir alle schieben, um das Ding vielleicht auf diese Weise in Gang zu bringen, ich bin jetzt froh, daß ich wenigstens die Tasse warmen Kaffee heute morgen beim Expediteur angenommen habe. Mein Proviant ist auf. Es hatte jeder damit gerechnet, daß ich spätestens um 10 Uhr am Morgen an Ort und Stelle sein würde und nun ist es schon 5 Uhr abends und allmählich macht sich der Hunger bemerkbar. Ich hatte noch ungefähr 10 Apfelsinen; da es aber bei den Schwarzen ganz gegen die gute Sitte verstößt, wenn man allein isst, ohne allen mitzuteilen, so gab ich natürlich jedem eine Apfelsine. Dafür sind die Schwarzen aber auch wieder brüderlich. Eben packte der kleine schmutzige Indierjunge, das Söhnchen des Autobesizers, sein Brot aus, bestrich es mit Marmelade mittels seines schmutzigen Taschennessers und überreichte mir die beiden ersten Schnitten mit einem freundlichen: „hapa mama“ (hier Mama). Abschlagen darf man nicht und da ich Hunger hatte, schmeckte es gut. Gleich darauf kochte ein Neger Tee, wusch feierlich vor meinen Augen die allgemeine Blechtasse und ich hatte die Ehre, als erste den Trunk zu probieren. Ja, wenn man eine Reise macht, dann kann man was erleben und erzählen, besonders in Afrikas Wildnis. Die Wege sind sehr schlecht und holperig; einmal geht's durch den Fluß, ein andermal über eine halsbrecherische Brücke, dann wieder durch hohes Gras, oft muß man aussteigen und an den gefährlichen Stellen zu Fuß gehen. Schw. M. Ancilla.

Unsere Kinder bei der Arbeit. Nach dem Frühstück geht es zur Arbeit, gewöhnlich mit der Hacke ins Feld, in den heißen Sonnenbrand. Den fürchten die Schwarzen nicht, würden sich doch manche, wenn man ihnen nicht wehrte, trotz der Hitze in ihre Wolldecken (Djira) einhüllen. Jetzt wollen wir uns die Leutchen bei der Arbeit betrachten. Dort haben sie ein ausgetrocknetes, festgetrampeltes Stück Land umzuhacken, für unsere Begriffe die denkbar sauerste Arbeit, besonders im Sonnenbrand. Dichte Staubwolken wirbeln auf; man sollte glauben, den Hackenden verginge der Atem. Aber nein, unverdrossen, im Afford, sausen die Hacken nieder auf den steinharten Boden, und dazu — man sollte es nicht für möglich halten — üben sich Lungen und Kehlen in markdurchdringenden, eintönigen Liederweisen, und das ununterbrochen, stundenlang hintereinander. Solch merkwürdiges Schauspiel betrachteten wir zuerst auf unserer Reise vom Dampfer aus im Hafen von Durban. Es ist wahr, der Neger ist faul. Aber das gilt nicht fast so von der Arbeit selbst, als vom Übergang vom Ruhen zum Arbeiten. Hat er einmal eine Arbeit angefaßt, bei der er nicht viel zu denken hat, so geht's energisch, taktmäßig, unter

Liederschall. — Wenn die Kinder auf dem Heimwege an der Courdesgroffe oder an der Kirche vorbeigehen, treten sie gewöhnlich zu einem kurzen Besuche ein. — Der kleinere Teil der Kinder wird daheim in Küche, Waschhaus, Bügelzimmer, Nähzimmer, Garten usw. beschäftigt. Auch da geht es gewöhnlich recht munter her. Manchmal hallen die Klostermauern ordentlich wider von ihrem Kauderwelsch, dem hellen Lachen und ihren Liedern. Freilich dürfen sie sich daheim nicht so auslassen, weshalb die meisten die schwere Feldarbeit vorziehen. Die goldene Freiheit ist diesen Naturkindern halt das höchste, und man muß staunen, wie die Gnade in ihnen wirkt, so daß durchweg die meisten die bei einem geregelten Gemeinschaftsleben unvermeidlichen Opfer ohne allzu großen Zwang und verhältnismäßig freudig bringen. Staunenswert ist auch der Verneifer unserer Schwarzen in der Schule. Es ist mir wahre Herzensfreude, wie ich sie daheim in der preußischen Staatsschule nie gekannt habe, meine lieben Krausköpfe zu unterrichten, gewöhnlich täglich von 8 bis 10¹/₂ Uhr mit Ausnahme des Samstags und Sonntags.

Schw. M. Vera C. P. S.



Unsere verstorbenen Schwestern.

1926.

- Schw. Venantia, Anna Stich aus Hagenhausen, Bayern, gestorben am 3. April 1926 in Courdes, Süd-Afrika.
 Schw. Avellina, Magdalena Fraß aus Achern, Baden, gestorben am 4. April 1926 im Sanatorium, Süd-Afrika.
 Schw. Amantia, Johanna Koelen aus Sevelen, Rhld., gestorben am 17. Juni 1926 in Mariannhill, Süd-Afrika.
 Schw. Nikoleta, Sophie Prodlit aus Alt-Schalkowitz, Schlesien, gestorben am 8. Juli 1926 in Mhonda, Ost-Afrika.
 Schw. Baptista, Gertrud Denteneer aus Vinne, Holland, gestorben am 13. September 1926 in hl. Blut.



Gebetserhörungen.

In Clairvaux und Umgegend herrschte schon längere Zeit große Trockenheit und außergewöhnliche Hitze, so daß Garten, Feld und Weide sehr darunter litten. So haben wir uns denn mit unserem Anliegen an die hl. Theresia vom Kinde Jesu gewandt; ihr eine Novene und Veröffentlichung versprochen, falls wir Erhörung finden. Gott sei Dank! Schon am zweiten Tage unserer Novene gegen Abend, kam der ersehnte Regen.
 Oberin.

Den drei heiligsten Herzen, Jesu, Maria und Joseph, inniger Dank für auffallend rasche Heilung in schwerer Krankheit; Dank auch der kleinen hl. Theresia für wunderbare Hilfe in Todesgefahr.
 Schw. M. B.

Dem hl. Joseph innigen Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen.
 J. S.

Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der kleinen hl. Theresia für Gebetserhörung.
 J. S.

Eingegangene Bausteine für Postulat und Missionschule in Neuenbeken.

Stockheim Mk. 25.—; Kaiserslautern Mk. 2,50; Klingenberg Mk. 0,50; Düsseldorf Mk. 0,50; Essen Mk. 3,50; Paderborn Mk. 3,50; Karlsruhe Mk. 1,50; Bochum Mk. 0,50; Hilkerode Mk. 2,—; Aachen Mk. 0,50; Stockheim Mk. 25,—; Hanau Mk. 1,—; Großheubach Mk. 0,50; Warendorf Mk. 3,50; Neuß Mk. 1,50; Kirchhellen Mk. 3,50; Solgriesbach Mk. 1,50; Schwerte Mk. 0,50; Düren Mk. 0,50; Imgenbroich Mk. 2,50; Würzburg Mk. 1,50; Frankfurt Mk. 3,50; Horrem Mk. 0,50; Düsseldorf Mk. 2,—; Klingenberg Mk. 2,—; Blomberg Mk. 2,50; Hehrath Mk. 0,50; Herberlingen Mk. 0,50; Merzhausen Mk. 5,50; Brück b. Nideggen Mk. 5,—; Hörde Mk. 1,50; Lautenbach Mk. 0,50; Essen Mk. 0,50; Emmerich Mk. 0,50; Gelsenkirchen Mk. 1,50; Paderborn Mk. 10,—; Cruchten Mk. 1,50; Buchholz Mk. 3,50; Dahl Mk. 0,50; Kreuznach Mk. 1,50; Sinning Mk. 1,50; Hamborn Mk. 2,—; Stadtlohn Mk. 3,50; Paderborn Mk. 1,50; Heilbronn Mk. 1,50; Blütenreute Mk. 2,—; Herberlingen Mk. 0,50; Siegburg Mk. 1,50; Rätenbrock Mk. 8,50; Eversberg Mk. 0,50; Copellen Mk. 3,50; Alschberg Mk. 1,50; Cauda Mk. 1,—; Herkenrath Mk. 0,50; Herkenrath Mk. 1,50; Eerscheid Mk. 1,50; Bergheim Mk. 0,50; Buer Mk. 0,50; Frankfurt Mk. 0,50; Duisburg Mk. 3,50; Goslar Mk. 0,50; Dettingen Mk. 1,50; Hanau Mk. 0,50; Düsseldorf Mk. 1,50; Arnberg Mk. 0,50; Hirrlingen Mk. 3,50; Paderborn Mk. 1,50; Dülken Mk. 4,50; Bielefeld Mk. 5,—; Stockheim Mk. 100,—; Fischerbach Mk. 0,50; Würzburg Mk. 1,50; Venne Mk. 8,—; Massenbachhausen Mk. 8,—; Menden Mk. 4,75; Gimmersdorf Mk. 4,—; Husum Mk. 1,—; Oppeln Mk. 16,50; Geisern Mk. 1,—; Stockheim Mk. 50,—; Neuenbeken Mk. 3,—; Boppard Mk. 20,—; Kyllburg Mk. 3,50; Horrem Mk. 5,—; Hodamar Mk. 10,—; Hall Mk. 0,50; Tamworth (Austr.) Mk. 16,50; Frankfurt Mk. 0,50; Hohenwepel Mk. 8,50; Konstanz Mk. 1,50; Walldürn Mk. 0,50; Görsdorf Mk. 1,50; Freudenfiet Mk. 2,—; Durlach Mk. 1,50; Reddinghausen Mk. 0,75; Bödegen Mk. 8,50; Böttstadt Mk. 1,—; Hörde Mk. 3,50; Herkenrath Mk. 0,50; Freiburg Mk. 1,—; Hehrath Mk. 1,50; Würzburg Mk. 0,50; Frielingsdorf Mk. 8,50; Marpingen Mk. 0,80; Lambach Mk. 4,32; Hampenhausen Mk. 4,50; Regensburg Mk. 4,50; Duisburg Mk. 3,50; Ruhrort Mk. 0,50; Bonn Mk. 8,50; Wetten Mk. 0,50; Trier Mk. 1,50; Dörehagen Mk. 1,50; Altenbeken Mk. 3,50; Vorhalle Mk. 0,50; Scheidegg Mk. 1,50; Fellbach Mk. 8,50; Römershag Mk. 0,50; Krawarn Mk. 3,50; Weeze Mk. 5,—; Gütersloh Mk. 3,—; Baden-Baden Mk. 3,50; Worms Mk. 8,—; Eeiwen Mk. 8,50; Miltenberg Mk. 1,50; Berlin Mk. 0,50; Hirschhorn Mk. 5,50; Pimenich Mk. 3,50; Ravengiersburg Mk. 0,50; Paderborn Mk. 3,50; Bad Neuenahr Mk. 0,50; Böllingen Mk. 1,—; Neuenbeken Mk. 0,50; Schweinfurt Mk. 3,50; Fulda Mk. 5,50; Blütenreute Mk. 2,—; Copellen Mk. 0,50; Schleiden Mk. 3,50; Großalsleben Mk. 0,50; Wieschova Mk. 3,50; Ludwigsburg Mk. 0,50; Staudtlauringen Mk. 3,—; Bodtelt Mk. 0,50; Gerchsheim Mk. 3,50; Jaersheim Mk. 2,—; Dattelfeld Mk. 5,50; Wieschova Mk. 1,50; Geisenhausen Mk. 1,—; Pettstadt Mk. 1,—; Essen Mk. 1,50; Schröck Mk. 8,50; Schweinfurt Mk. 10,—; Aachen Mk. 1,50; Imgenbroich Mk. 10,—; Baden-Baden Mk. 1,50; Kirchhellen Mk. 18,50; Kesternich Mk. 0,50; Bestwig Mk. 22,—; Oberhausen Mk. 20,—; Untel Mk. 0,50; Duisburg-Ruhrort Mk. 3,50; Berg-Gladbach Mk. 4,50; Wewelsberg Mk. 3,50; Massenbachhausen Mk. 11,50; Gelsenkirchen Mk. 100,—; Bühne Mk. 1,50; Paderborn Mk. 0,50; Boenheim Mk. 9,40.

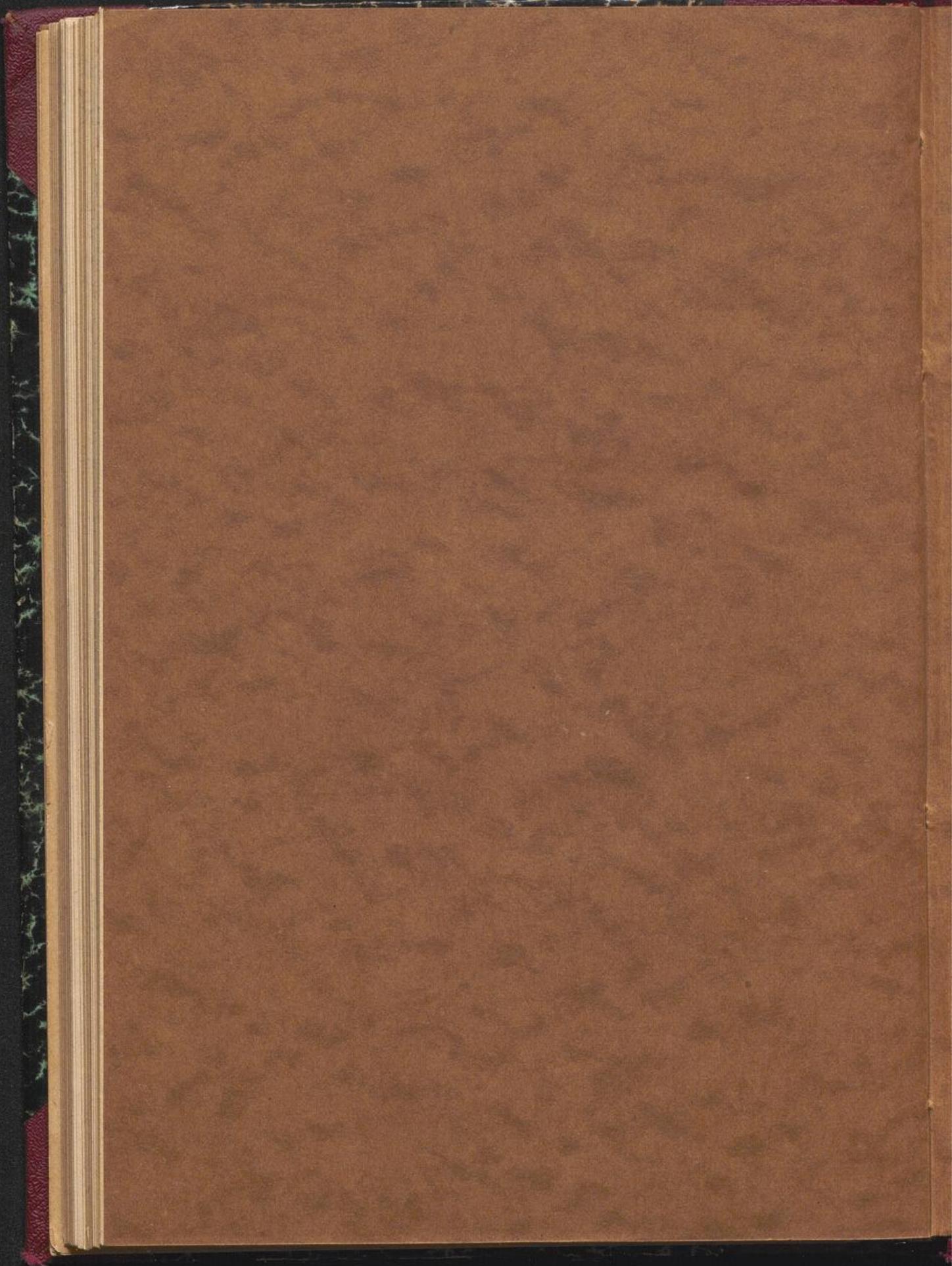
Fortsetzung folgt in nächster Nummer.

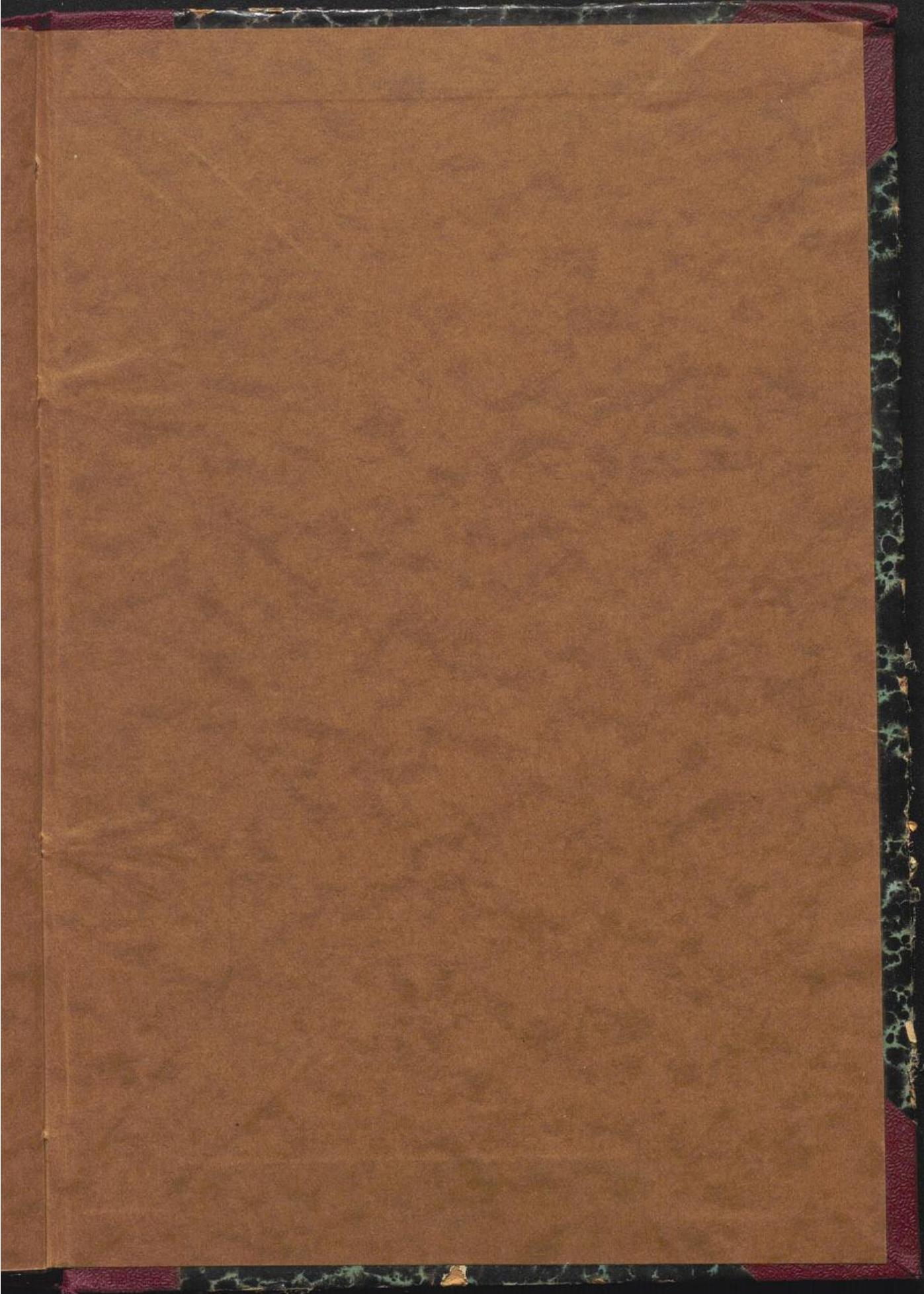
✻ ✻

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5.

Fängst du ein Werk mit Beten an,
Ist's um die Hälfte bereits getan.







Ca
A2

Caritasblüt
12-1925